DD
120
.G7
E5
1917

Heidelberger Abhandlungen
zur mittleren und neueren Geschichte
Begründet von Erich Marcks und Dietrich Schäfer
Herausgegeben von Karl Hampe und Hermann Oncken
Heft 51

Über die politischen Bildungsreisen der Deutschen nach England

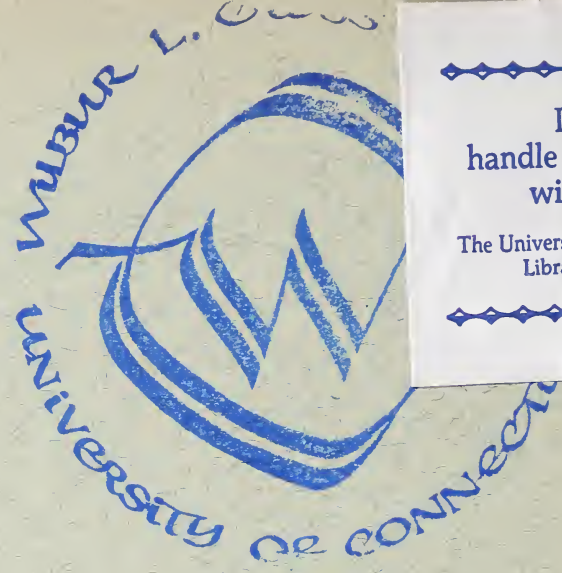
(vom achtzehnten Jahrhundert bis 1815)

von

Robert Elsasser

Heidelberg 1917
Carl Winters Universitätsbuchhandlung
Verlags-Nr. 1368

A.G.14.



Please
handle this volume
with care.

The University of Connecticut
Libraries, Storrs

327.43042
E174u

BOOK 327.43042.EL74U c.1
ELSASSER # UBER DIE POLITISCHEN
BILDUNGSREISEN DER DEUTSCHEN

3 9153 00084643 8

DD
120
.G7
E5
1917

Heidelberger Abhandlungen
zur mittleren und neueren Geschichte
Begründet von Erich Marcks und Dietrich Schäfer
Herausgegeben von Karl Hampe und Hermann Oncken
Heft 51

Über die politischen Bildungsreisen

Über die politischen Bildungsreisen der Deutschen nach England

(vom achtzehnten Jahrhundert bis 1815)

(vom achtzehnten Jahrhundert bis 1815)

von

Robert Elsasser

Robert Elsasser

Heidelberg 1917
Carl Winters Universitätsbuchhandlung
Verlags-Nr. 1368.

327.43042
El 74u

Die ersten 40 Seiten dieser Arbeit haben als Dissertation gedient.

Vorbemerkung.

Die vorliegende Arbeit wurde im Juli 1914 fertiggestellt. Der Krieg hatte den Verfasser bisher verhindert, die Drucklegung zu besorgen. Neuere Schriften über das Verhältnis zu England konnten nicht mehr berücksichtigt werden. Die Urteile stammen aus der Zeit vor dem Krieg, aber es lag kein Grund vor, sie den neuen Erfahrungen oder Stimmungen anzupassen. Auf ein Werk sei aber zur Ergänzung wichtiger Partien besonders verwiesen: Frieda Braune, Edmund Burke in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte des historisch-politischen Denkens (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, herausgegeben von Karl Hampe und Hermann Oncken, Heft 50).

Im Feld, Ende Mai 1917.

Der Verfasser.

12/5/66

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/uberdiepolitisch00elsa

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

1. Kapitel: Die allgemeinen Grundlagen 3

2. Kapitel: Vorläufer 12
J. Möser 12
Lichtenberg 14
Grimm 19
Sturz 19

3. Kapitel: Die Anglomanie bis zur französischen Revolution . . . 23

A. Systematische Werke.

Wendeborn 24
Volkmann 31
Archenholz 31
J. R. Forster 37

B. Reisebeschreibungen.

Moritz 40
Büschel 47
Lehzen 50
Watzdorf 50
Büschel 53
S. v. La Roche 56

C. Einzelbemerkungen und politische Aufsätze.

Hardenberg 59
Stein 60
Brandes 62

4. Kapitel: Anglomanie und Gallomanie von der französischen Revolution bis zum Ende der Napoleonischen Kriege. . . 69

A. Systematische Werke.

Archenholz 70
Riem 72
Küttner 75
Goede 79
Nemnich 86
Vincke 86

B. Reiseerzählungen.

Seite
Forster 96
Schütz 101
Schaeffer 104
Hassel 107
Bernard 108
Horstig 108
Campe 108

C. Einzelbemerkungen und politische Aufsätze.

Brandes 112
Niebuhr 114
Schön 116
Gentz 117

Schlußbemerkung 119

Einleitung.

Deutschland hat in seiner politischen und kulturellen Entwicklung infolge seiner geographischen Lage aber auch infolge seiner eigentümlichen Geschichte zu allen Zeiten eine tiefgehende Einwirkung benachbarter Völker erfahren. Unter diesen ist in erster Linie Frankreich zu nennen, als ein Land mit älterer Kultur und lange Zeiten hindurch auch mit stärkerer staatlicher Macht. Seitdem aber England in den letzten Jahrhunderten der Neuzeit seine weltgeschichtliche Stellung errungen hatte, seit es in den großen Kampf mit Frankreich eingetreten war, und vollends seit dem endlichen Sieg über seinen Rivalen, hat auch dieses Land bedeutenden Einfluß auf das deutsche Staats- und Geistesleben ausgeübt.

Wirtschaftlich war uns England bis in die neueste Zeit um Menschenalter voraus; die weltwirtschaftlichen Beziehungen und die viel früher einsetzende Industrialisierung hatten in England Verhältnisse geschaffen, denen gegenüber die Deutschen sowohl hinsichtlich der Wirtschaftsverfassung als der Technik sich nur als Schüler betrachten konnten. Auf geistigen Gebiet wiegt der Name Shakespeare eine ganze Welt von Nachwirkungen auf. Neben ihm bildete die englische Literatur des 18. Jahrhunderts in hohem Maße ein Vorbild für die erwachende Nationalliteratur Deutschlands[1]. Politisch endlich war England für viele Deutsche des 19. Jahrhunderts ein Vorbild, an dem man lernen konnte, für viele andere aber schlechthin ein Ideal. Die Orientierung am englischen parlamentarischen System ist für die deutsche Parteigeschichte und die konstitutionelle Entwick-

[1] Vgl. Max Koch: Über die Beziehungen der englischen Literatur zur deutschen im 18. Jahrhundert. Leipzig 1883.

lung von entschiedenem Einfluß gewesen, wenn man diesen Einfluß auch nicht in Verfassungsparagraphen nachweisen kann.

Eine zusammenfassende Darstellung dieser Beziehungen gibt es bis jetzt nicht. Eine Einführung in die Zeit, in der zum erstenmal das Studium der englischen Verhältnisse eine typische Erscheinung wird, versucht R. Philippsthal[1], aber er will nur zu weiterer Forschung anregen. Unsere Aufgabe soll es sein, die zahlreichen Reisen der Deutschen in England vom 18. Jahrhundert bis zum Ende der Napoleonischen Epoche besonders nach der historisch-politischen Seite hin zu untersuchen. Es können dabei füglich jene Autoren übergangen werden, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gereist sind (Uffenbach[2], Haller[3], Hagedorn[4]); denn einmal war das geistige Leben Deutschlands damals noch nicht derart, daß sie eine größere politische Wirkung hätten ausüben können. Dann aber waren auch diese Autoren selbst noch keineswegs zum Urteilen und Beeinflussen befähigt. Das wurde erst mit der Weiterentwicklung des deutschen Geisteslebens etwa seit der Mitte des Jahrhunderts möglich. Eine beherrschende Tatsache ist dabei die Wandlung in der Kulturbeeinflussung: England tritt an Frankreichs Stelle.

---

[1] R. Philippsthal: Deutsche Reisende des 18. Jahrhunderts in England; in der Festschrift zum 13. Neuphilologentag in Hannover 1908. Hannover 1908.

[2] Z. v. Uffenbach: Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und England. Ulm 1753.

[3] Albr. v. Hallers Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England 1723—27. Hrsg. v. L. Hirzel. Leipzig 1883.

[4] Hagedorn: Sämtl. poet. Werke, hrsg. v. Eschenburg. Hbg. 1825. Teil 4.

1. Kapitel.

Die allgemeinen Grundlagen.

Eine Reihe von Momenten hat zusammengewirkt, um etwa in der Mitte des Jahrhunderts den Schwerpunkt des Interesses von Frankreich nach England zu verschieben, eine Tatsache, die gewöhnlich nur von der literarischen Seite her bekannt ist. Wir wissen, daß die Nachahmung der englischen moralischen Wochenschriften, Richardsons, Popens u. a. diese Bewegung eingeleitet hat, und daß dann seit der Sturm- und Drangzeit Shakespeare, Milton, Ossian vollends die Stelle der formvollendeteren Franzosen einnehmen. Dessen war man sich in Deutschland natürlich vollkommen bewußt, und Klopstock hat gewiß die Meinung aller literarischen Deutschen ausgesprochen, wenn er in den „Beiden Musen" sagt:

Erblickt ich Zukunft?
Mit der britannischen sah ich im Streitlauf Deutschlands Muse
Heiß zu den krönenden Zielen fliegen.
. . . . . .
Gewohnt des Streitlaufs trat die von Albion
Stolz in die Schranken — — —

Eine ähnlich verlaufende Entwicklung zeigt die Geistesgeschichte, in der Locke, Hume, Shaftesbury den Einfluß der französischen Aufklärer und Materialisten wenn auch nicht ablösten, so doch mehr und mehr zurückdrängten. „Alle unsere bedeutenden Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts stehen unter dem Einfluß der englischen Freethinker"[1]. Dem stand als Gegenkraft auf

[1] Koch, a. a. O. S. 98.

französischer Seite eigentlich nur der unfranzösische Rousseau entgegen. Voltaires Einfluß war durch Lessing längst erschüttert worden, und Montesquieu, den die Reiseschriftsteller öfters erwähnen, hat durch seine Kanonisierung der englischen Verfassung eigentlich nur als Bahnbrecher für dieses Land gewirkt.

Unlösbar sind auch hier geistige, religiöse und politische Motive verknüpft. So tut man gut, diese literarischen und geistesgeschichtlichen Erscheinungen nicht nur aus ästhetischen und persönlichen Gründen zu erklären. Auch die nationalen Beziehungen spielen eine Rolle. Nichts ist der Ausbreitung eines Volksgeistes förderlicher als die Macht und innere Kraft einer Nation. Frankreich war seit dem siebenjährigen Krieg eine niedergehende Nation, England aber im Aufsteigen begriffen. Nimmt man hinzu, daß die aufsteigende Macht in Deutschland, das protestantische Preußen, mit England auch politisch verbündet war, daß Hannover mit England in Personalunion stand (wovon später noch zu reden sein wird), und daß die neue geistige Bewegung fast nur von Protestanten getragen war, so ist auch das eine wesentliche Ursache dafür, daß die Blicke der Deutschen in jener Zeit vornehmlich nach England gerichtet waren. Und daß gerade die englische Aufklärung den Einfluß der französischen soweit überwog, erklärt sehr fein Erich Marcks[1]: „Die Aufklärung ist auf germanischem Boden maßvoll geblieben. Sie traf da nicht auf die äußerliche und innerliche Zwangsgewalt der römischen Kirche, sie begegnete den dehnbareren protestantischen Landeskirchen, sie begegnete dem alten germanisch-protestantischen Drang der selbständigen Persönlichkeit; da konnte sie weiterbilden ohne einen Bruch. In den romanischen Gebieten hingegen, in Frankreich zumal, im Kampf mit den unbedingten Gegnern, mit den Jesuiten und der diesen verbündeten Staatsgewalt ist sie radikal und revolutionär geworden. In England blieb sie reformatorisch und auch in Preußen erschien sie in dieser gemäßigten Gestalt." Zweifellos kam auch eine Organisation der Verbreitung dieser neuen Weltanschauung

[1] Deutschland und England in den großen Krisen seit der Reformation. — Männer und Zeiten. Leipzig 1911. — S. 211.

zugute: der Freimaurerorden, der, in England entstanden, bald in vielen Ländern Anhänger fand, besonders aber in der protestantisch-germanischen Welt seinen ursprünglichen Charakter und enge Beziehungen zur englischen Großloge bewahrte.

Auch der wirtschaftliche Aufschwung, den England in jener Zeit nahm, kann nicht ohne Bedeutung gewesen sein. Wie ein Magnet zog das immer reicher werdende seebeherrschende England die tatenlustigen Deutschen an, die Auswanderung nahm zu, die deutschen Gemeinden in London, Manchester, Liverpool, Hull (natürlich nur protestantische) vermehrten sich rasch[1]. Nicht nur zahlreiche Kaufleute und Industrielle, wie der Maschinenbauer König, der Lithograph Senefelder, reisten in England oder ließen sich daselbst nieder, auch Ärzte und Gelehrte (z. B. Herschel) wählten England zu dauerndem Aufenthalt. Wirtschaftliche Studienreisen waren an der Tagesordnung: Friedrich der Große entsandte, bevor er — lange vor Thaer — Versuche mit der englischen Fruchtwechsel-Wirtschaft machen ließ, junge Leute nach England, um sich genauen Bericht über die englische Landwirtschaft geben zu lassen[2].

Besonders aber zog das musikbedürftige und selbst so unmusikalische England zahlreiche deutsche Musiker an. Gluck, Mozart, Haydn und viele kleinere Künstler waren vorübergehend in London, Händel ließ sich dauernd in England nieder[3].

Außerdem wurde das Interesse für England durch ein Ereignis noch besonders gesteigert, durch den Abfall Amerikas. Man glaubte in einer idealischen Begeisterung dort eine Welt zu sehen, die es in jeder Beziehung besser hatte, als „der Kontinent, der alte." Und wenn auch die Tatsache, daß die neue Freiheit

[1] Vgl. hierzu K. H. Schaible: Geschichte der Deutschen in England. Straßburg 1885.

[2] Vgl. Koser: Friedrich der Große II, S. 678; ein anderes Taschenbuch einer solchen Studienreise besitzen wir gedruckt in Johann Bernoullis Sammlung kurzer Reisebeschreibungen. Jahrgang 1784, 13. Band. Berlin o. J. Es wurde verfaßt von zwei Amtmännern, die der Minister Schlabrendorff nach England entsandte, damit sie die Landwirtschaft und das Fabrikwesen studierten.

[3] Die Musik war bis zur klassischen Zeit der Literatur und Philosophie wohl das einzige Gebiet, in dem Deutschland der gebende Teil war.

nur in schwerem Kampfe gegen das herrische England errungen werden konnte, nicht gerade geeignet war, die Sympathien für dieses Land zu vermehren, so ist andererseits zu sagen, daß Amerika eben doch, mit englischer Kultur und englischem Geist erfüllt, eine Art Jung- oder Neuengland darstellte. Zudem fehlte es ja auch in England selbst nicht an Opposition gegen die offizielle Politik der Bevormundung. Wo man sich überhaupt in Deutschland für diese Fragen interessierte, wurden die Parlamentsreden Pitts mit der größten Teilnahme gelesen[1].

Besonders schmerzlich hat man natürlich diese Ereignisse in den Territorien empfunden, deren Truppen gegen Subsidien nach Amerika verhandelt worden sind, und man hat in Braunschweig, Hessen-Kassel, Württemberg und anderswo gewiß nicht ohne Neid nach England geblickt, das es sich leisten konnte, seine Landesangehörigen zu schonen und als Bürger zu behandeln. Schiller, der als Württemberger diesen Dingen ja nahestand, läßt in Kabale und Liebe, kurz nachdem er den Soldatenhandel gegeißelt hat, Ferdinand zur Lady Milford sagen: „Ich kann es nicht glauben, daß Sie eine Britin sind: Die freigeborene Tochter des freiesten Volkes unter dem Himmel!" Indes haben doch diese Ereignisse die Geister erstaunlich wenig aufgerüttelt. Kapp[2], der am ausführlichsten über den Soldatenhandel spricht, kennt nur Kant und Schiller, die dagegen protestieren. Alle anderen bedeutenden Männer gingen gleichgültig über diese Überspannung landesherrlicher Machtvollkommenheit hinweg[3].

[1] Vgl. etwa H. P. Sturz: Pitt (s. u. S. 22).

[2] Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika von Friedrich Kapp. 2. Aufl. Berlin 1884.

[3] C. Preser hat sich in einer Broschüre: „Der Soldatenhandel in Hessen. Versuch einer Abrechnung", Marburg 1900, mit Recht gegen die moralische Entrüstung gewendet, mit der man vielfach diese Dinge beurteilt hat. Aber bei dem Bestreben, alles formell gerechtfertigt und den Anschauungen seiner Zeit gemäß zu erklären, vergißt er doch völlig, daß es auch damals an Opposition nicht gefehlt hat. Kabale und Liebe ist als Stimmungsäußerung nicht zu übersehen! Außerdem urteilt der „konservative" Brandes: Der Menschenhandel (so!) nach Amerika war auch in mehreren Provinzen — ja fast im ganzen deutschen Vaterland nicht beliebt! (Über einige bisherigen Folgen der frz. Revolution in Rücksicht auf Deutschland. Hannover 1792. S. 45.)

Aber schon haben wir damit das Gebiet der allgemeinen geistigen und politischen Beziehungen zwischen England und Deutschland verlassen und müssen uns nun den einzelnen Territorien zuwenden, die in engerer Verbindung mit England standen. Natürlich in erster Linie zu Hannover, das seit 1714 durch Personalunion mit England verbunden war. So gefährlich diese Verbindung für die deutsche Zukunft hätte werden können, wenn sie nicht rechtzeitig gelöst worden wäre, man muß doch sagen, daß sie unter den nun einmal gegebenen Verhältnissen im 18. Jahrhundert viel Gutes gewirkt hat[1]. Manche technische Neuerung in Land- und Forstwirtschaft, im Gewerbewesen usw. fand ihren Weg von England nach Deutschland über Hannover. Aber was noch wichtiger ist, das politische Denken, wurde hier in außerordentlichem Maße befruchtet[2]. Es ist ja natürlich, daß da, wo durch den politischen Zusammenhang auch die persönlichen Beziehungen vermehrt werden, Vergleichung und somit Kritik besonders angeregt werden müssen. Göttingen war die Universität, die vor allem die politischen Wissenschaften pflegte. Hier gab ein Schlözer seinen „Briefwechsel" und seine gefürchteten „Staatsanzeigen" heraus, die in schonungsloser Weise Kritik an politischen und sozialen Mißständen übten und den politischen Sinn weckten. Hier in Göttingen bekämpften ein Rehberg und Brandes durch ihre freimütige Kritik die alles nivellierende französische Aufklärung. Was hier gedacht und geschrieben wurde, hat weiter gewirkt über die Grenzen des Territoriums hinaus, nicht zum wenigsten durch die Universität, die allgemein als eine „Hochburg für die politischen Wissenschaften"[3] angesehen wurde.

Die Personalunion zwischen Hannover und England machte natürlich auch ein Organ nötig, das den Geschäftsverkehr zwischen

---

[1] Die Schrift von A. W. Ward: Großbritannien und Hannover. Betrachtungen über die Personalunion, aus dem Englischen v. K. Woltereck. Hannover u. Lpzg. 1906, bietet nichts für unsere Zwecke.

[2] Vgl. hierzu W. Wenck: Deutschland vor 100 Jahren. 2 Bände. Lpzg. 1887 und 1890.

[3] So bei O. Heinemann: Geschichte von Braunschweig und Hannover. Gotha 1892.

dem König und dem Ministerium zu vermitteln hatte; das war die deutsche Kanzlei in London, die, wie E. von Meier zeigt[1], wenigstens im 18. Jahrhundert nicht gerade viel leistete, die aber wohl durch ihre Beamte und Unterbeamte die persönlichen Beziehungen herüber und hinüber vermehrte. Andererseits sorgten hierfür auch die Engländer (darunter auch die Herzöge von Cambridge und York), die in Göttingen studierten und die auch auf ihre Umgebung abfärbten. Spittler sagt hierüber: „Wir sind ja hier so gerne Halbengländer und gewiß nicht bloß in Kleidung, Sitte und Mode, sondern auch im Charakter."[2]

Man hat sogar den englischen Einfluß in Hannover nicht einmal immer angenehm empfunden, was wohl begreiflich ist, wenn König Georg III., der nichts von den deutschen Verhältnissen verstand, gleichwohl seine Fürsorge bis auf den Schulunterricht im Lateinischen und Griechischen erstreckte und die Lehrbücher von Eton und Westminster einführen wollte. Wiederholt war geplant, daß der König seine Stammlande besuchen sollte. Als nach einer Genesung von seiner Geisteskrankheit wieder davon die Rede war, „wünschte ihm Georg Brandes alles Gute, aber in Windsor!"[3]

Noch ein weiteres Einfallstor hatte die englische Bildung in Deutschland: Hamburg. Hamburg war ja die Stadt, die den Niedergang Deutschlands im 17. Jahrhundert nicht mitmachte, die sich von der Hansa abwandte und gerade im Anschluß zuerst an die holländische, dann an die englische Wirtschaftsblüte selbst erstarkte.

Die Handelsbeziehungen zwischen Hamburg und England waren schon im 17. Jahrhundert sehr rege, die Zahl der Engländer in Hamburg so bedeutend, daß der „englische Court" sogar eine politische Rolle spielte. Wir hören nicht nur, daß die Parteikämpfe, welche England durchtobten, sich in verkleiner-

[1] E. v. Meier: Hannöversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte 1860—1866. Lpzg. 1898.

[2] Nach Heinemann, a. a. O. S. 381.

[3] Georg Brandes, ein hannöverscher Beamter des 18. Jahrhunderts, von Fr. Frensdorff. Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen. 1911. S. 28.

tem Maßstabe unter den britischen Bewohnern Hamburgs wiederholten, sondern auch, daß die Hamburger selbst Stellung zu den Parteifragen innerhalb Englands nehmen mußten[1]. Ihr volles Interesse mußten die Hamburger natürlich dem englisch-amerikanischen Kriege zuwenden, einmal, weil sie unter der rigorosen Behandlung der Engländer, welche Freischiff nicht als Freigut anerkannten, zu leiden hatten (weshalb sie sich mit den Neutralen gegen England verbanden), sodann, weil ihnen das Freiwerden der amerikanischen Kolonien selbst große Aussichten für den eigenen Handel bot. So stand man in Hamburg zwar nicht immer in freundschaftlicher Fühlung mit dem englischen Staat, aber stets in enger Beziehung zur englischen Kultur.

Hamburg wurde aber nicht nur eine Pflanzstätte für englische Kultur, es entwickelte auch selbst ein reiches Leben. „Hier flutete schöpferischer Verkehr und wehte die Luft der See. Hier spürte man den Atem der westlichen Bildung!"[2] Die aristokratische Republik hatte ja weit größere Aufgaben als etwa eine Reichsstadt im Innern Deutschlands. Der politische Sinn brauchte hier nicht zu verkümmern wie dort. Hier herrschte wenigstens eine verhältnismäßige Preßfreiheit[3]. Das Zeitungswesen in Hamburg hatte eine europäische Bedeutung, der Hamburgische Correspondent war (allerdings erst um 1800) das gelesenste Blatt in Europa; auch das Hamburger politische Journal besaß großen Einfluß. Hier in Hamburg gründete Büsch seine Handlungsakademie und lehrte als erster in Deutschland rationelles kaufmännisches Rechnen. Seine Anstalt hatte Weltruf. Von 360 Schülern, die er in 30 Jahren hatte, waren nicht weniger als 80 Engländer. Er war auch Mitbegründer der „Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Manufaktur, Künste und nützlichen Gewerbe", kurz die patriotische Gesell-

[1] Neuere Geschichte der Freien- und Hansestadt Hamburg, von Adolf Wohlwill. S. 30. — 10. Band der Deutschen Landesgeschichten. Hrsg. v. A. Tille. Gotha 1914.

[2] E. Marcks: Hamburg und das bürgerliche Geistesleben in Deutschland, Männer und Zeiten. S. 184.

[3] W. Wenck, a. a. O. S. 137ff.

schaft genannt, die sich besonders durch ihre soziale Fürsorge, durch die Verbreitung der neuesten Erfindungen und durch ihre anregende Preisausschreiben auf allen Gebieten verdient gemacht hat. Wie uns Kowalewski berichtet[1], hat die patriotische Gesellschaft besonders gegenüber der Londoner "Society for encouragement of arts, manufactures and commerce" ein pietätvolles Benehmen geäußert, „als die ältere Schwester, nach deren Muster die hiesige sich gebildet hatte, und deren Gemeingeist ihr von jeher zum nachahmungswürdigen Beispiel diente."

Man könnte versucht sein, zu oder vor allen andern hier aufgezählten Gründen auch das Gefühl der Rassenverwandtschaft anzuführen, und es würde nichts verschlagen, daß es der einzige Faktor wäre, der in der zeitgenössischen Literatur selbst nicht erwähnt wird. Auch dem Einwand, daß diese Verwandtschaft doch auch schon zur Zeit des französischen Einflusses bestanden habe, könnte man mit der oft gehörten Behauptung entgegnen, daß das Rassengefühl sich eben erst bei steigendem Selbstbewußtsein einer Nation entfaltet. Indessen, bei dem heutigen Stand der Wissenschaft in diesen Fragen, kann es unsere Aufgabe nur sein, auf sie überhaupt hinzuweisen.

Wir versuchten, in isolierender Betrachtung die Ursachen aufzuzeigen, aus denen im 18. Jahrhundert Englands Einfluß auf allen Gebieten des geistigen Lebens und somit auch des politischen Denkens so gewaltig gestiegen ist: Gründe, die im wirklichen geschichtlichen Leben natürlich niemals so reinlich geschieden hervorgetreten sind, wie es in der wissenschaftlichen Darstellung erscheinen muß.

Der Versuch, in allgemeinster Weise alle diese Beziehungen zu verfolgen, würde weit über den Rahmen der vorliegenden Arbeit hinausgehen. Es soll hier nur untersucht werden, welchen Anteil an dieser Kulturbeeinflussung diejenigen Deutschen gehabt haben, die im 18. Jahrhundert selbst in England gereist sind, oder sich längere Zeit dort aufgehalten haben. Dabei muß bemerkt werden, daß Reisen in damaliger Zeit selbst in benach-

[1] G. Kowalewski: Geschichte der hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe. Hamburg 1897, S. 50.

barten Kulturländern noch etwas ganz anderes bedeuteten als heute. Mit Recht sagt Friedrich Ratzel[1]: „Aus den Reisen nach Frankreich, Italien oder England lernten damals die wißbegierigen Leser oft mehr als heute aus einem Buche über Ostafrika oder Indien.“ Und ferner: „Die Reisebegebenheiten konnten für einen Mann, der in England oder Polen reiste, meist nicht bedeutend sein. Der Leser erwartete sich nicht viel davon, sondern er suchte Mitteilungen über die diplomatischen und gesellschaftlichen Zustände, zur Not Anekdoten und Klatsch, und den ernsten Politiker erfreuten die neuesten Zahlen über die Bevölkerung, die Armee, den Handel, das Schuldenwesen. Diese enge Verbindung mit der Politik öffnete auch den politischen Theorien den Weg in die Reisebeschreibungen.“ Wie richtig Ratzel viele von diesen charakterisiert, werden wir am gegebenen Orte noch sehen.

[1] In einem Aufsatz: „Reisebeschreibungen“ in der „Deutschen Rundschau“ Nr. 95. 1898. S. 209ff.

2. Kapitel.

Vorläufer.

Politische Gründe waren es, die den Osnabrücker Justus Möser nach England führten. Sein Territorium hatte an der Personalunion zwischen Hannover und England insofern Anteil, als nach einer Bestimmung des westfälischen Friedens die Herrschaft zwischen einem katholischen Bischof und einem Prinzen des Hauses Braunschweig-Lüneburg alternierte. Möser hatte als Syndikus der Ritterschaft wegen Forderungen seines Landes an das englische Kriegskommissariat die Verhandlungen zu führen und hatte so Gelegenheit, mehrere Monate in London zu verweilen. Genaueres über seinen Aufenthalt erfahren wir aber aus keiner Biographie. Es ist sehr allgemein, wenn Nikolai sagt[1]: „Landesverfassung, Politik, Industrie, Handlung, Literatur, Schauspiele, Nationalbelustigungen und vor allem menschliche Charaktere von der interessantesten und verschiedensten Art beschäftigten seine Aufmerksamkeit." Auch Hatzig[2] und Kreißig[3] drücken sich ähnlich aus. Von ihm selbst erfahren wir auch kaum etwas. Nur einmal erzählt er in den „Patriotischen Phantasien" (I S. 71) etwas Persönliches: Mit einem Schauspieler, „der die niedrigen Klassen der Menschen studieren wollte," ist er in einen Speisekeller gegangen, wo die Zunft der Gassenbettler ihre Zusammenkünfte hielt. Mit köstlichem Humor berichtet er, wie sie es sich wohl sein ließen, wie die Lahmen tanzten, wie die Blinden sehend wurden, wie sie ihren Punsch tranken, Zeitungen lasen und politisierten!

[1] Mösers Vermischte Schriften, Berlin und Stettin 1797, darin: sein Leben: von Friedr. Nicolai.

[2] O. Hatzig: Justus Möser als Staatsmann und Publizist in den „Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens". Band 27. Hannover 1909.

[3] Justus Möser, geschildert von F. Kreißig. Berlin 1857.

An zahlreichen anderen Stellen der „Phantasien" kommt er auf englische Sitten und Einrichtungen zu sprechen. Allerdings ist es dabei nie seine Hauptabsicht, über englische Verhältnisse Belehrung zu erteilen oder sie gar als unbedingte Vorbilder zu preisen. Überall geht er ja von seinen heimischen Verhältnissen aus, überall ist es ihm um ihre organische Fortbildung zu tun. Erst Hatzig hat gezeigt, wie eng bei ihm seine publizistische und seine praktisch-staatsmännische Tätigkeit verbunden ist. Er wußte, wie schwierig es ist, tiefgreifende Änderungen durchzuführen; er glaubte nicht an die leichte Übertragbarkeit fremder Vorbilder. Aber wenn er einmal in seinen „Intelligenzblättern" (die übrigens nach dem Muster der englischen moralischen Wochenschriften verfaßt sind), für zeitgemäße Änderungen und Reformen Propaganda machte, dann kam es ihm wohl zustatten, englische Analogien zu erwähnen. Wenn er den „Bauernhof als eine Aktie betrachtet," so verweist er wohl auf die Ost- und Westindische Compagnie zur Verdeutlichung, wohl ist die Bezeichnung „Freiheit und Eigentum" augenscheinlich dem englischen "liberty and property" nachgebildet[1], aber von den heimischen, teilweise altgermanischen Einrichtungen geht er aus, und an sie will er anknüpfen. Wenn er zur Verbesserung der Lage der Handwerker verlangt, man müsse strenger auf die Ehre des Zunftgenossen achten, und rühmt, daß es in England noch eine Ehre sei, ein Handwerk zu betreiben, so vergißt er doch auch nicht hinzuzufügen, daß es in Deutschland zur Zeit der Hansa noch ebenso gewesen sei. Er sieht eben in England die Bewahrung und Fortbildung von Zuständen, die früher auch einmal in seinem Vaterlande heimisch gewesen sind.

Man müßte fast sein ganzes System wiederholen, wenn man alle Vorschläge, bei denen er von englischen Einrichtungen wenigstens teilweise angeregt erscheint, hier anführen wollte. Soviel ist deutlich: er wurzelt zu fest in seinem heimischen Boden und in der Geschichte seines Landes, als daß von einem tiefgehenden Einfluß seiner englischen Reise gesprochen werden könnte. Wenn er einmal ohne Einschränkung verlangt, eine

[1] Hatzig, S. 78.

englische Einrichtung nachzuahmen, so muß es schon etwas sein, was keine größere Änderung im Staats- und Gesellschaftsgefüge bedingt, z. B. daß man die Almosen fixieren soll, daß man mehr Werkhäuser anlege, daß man beim Militär zur Verhütung von Schlimmerem leicht trennbare Ehen einführe, usw. In einem Briefe läßt er eine „Anglomania ....“ den englischen Gartenstil preisen. In anderen Dingen mag das Ziel vielleicht sein, es England gleichzutun, der Weg wird aber ein anderer sein. Um die Beherrschung der deutschen Märkte durch England abzuschütteln, um selbst wieder einen Handel im großen Stil betreiben zu können, kurz, um auch wirtschaftlich England zu erreichen, schlägt er eine Vereinigung der handeltreibenden Städte vor, also mehr dem Vorbild der alten Hansa folgend als dem des einheitlichen Staates England. Daß dieser Weg schließlich doch nicht möglich und gangbar gewesen ist, kann nichts an dem Urteil ändern, daß Möser der hervorragendste politische Denker seiner Zeit gewesen ist. Gerade aber die Selbständigkeit seines politischen Denkens hat ihn verhindert, von England allzuviel anzunehmen, geschweige denn, daß ihn gar erst seine englische Reise veranlaßt hätte, politischen Problemen näherzutreten. Darin unterscheidet er sich von vielen späteren Reisenden, von denen man das allerdings in erheblichem Maße behaupten kann.

Georg Christoph Lichtenberg, der berühmte Physiker und Satiriker, ist zweimal in England gewesen. Der erste Aufenthalt 1769 dauerte nur wenige Wochen. Der zweite, 1774—75, über ein Jahr. Beide dienten wissenschaftlichen Zwecken. Er hatte als göttingischer Professor dem König Bericht über astronomische Arbeiten und Gradberechnungen in Hannover zu erstatten. Er fand dabei Gelegenheit, die wissenschaftlichen Größen seines Faches kennen zu lernen, die auch ihrerseits den jungen Gelehrten sehr hoch schätzten. Die Gunst des königlichen Hofes genoß er in weitem Maße. Als der König und die Königin in Kew weilten, wohnte er in einem königlichen Hause und erschien fast täglich bei Hofe. In London hat der König ihn in seiner Wohnung besucht, und mit der Königin pflog er fast freundschaftlichen Verkehr. Natürlich aber hat er sich nicht einseitig in dieser

höchsten Gesellschaftsschicht abgeschlossen; er hat vielmehr, wie er selbst sagt[1], in England „bald wie ein Lord, bald wie ein Handwerksbursche gelebt" (E. 67). Aber wie viel er auch in England gesehen und erlebt haben mochte, er hat wenig Zusammenhängendes darüber geschrieben, wie es ja der ganzen Art seiner literarischen Produktion entsprach. Die „Briefe aus England" beschäftigen sich fast nur mit dem Theater und dem ausgezeichneten Schauspieler Garrick, über dessen Mienenspiel er die eindringlichsten Studien gemacht hat, und die „Bruchstücke seines Tagebuchs aus England" enthalten nur poetische Stimmungsbilder. So muß man aus seinen Aphorismen, seinen Briefen und sonstigen Aufzeichnungen zusammenstellen, was er über England zu sagen weiß, oder wo sich der Einfluß seiner englischen Reise zu erkennen gibt. Trotzdem ist es verkehrt, zu bedauern, daß Lichtenberg sich nicht zu einem größeren Werke aufgeschwungen hat. Die Form des Aphorismus entsprach eben seinem innersten Wesen; denn er war doch recht eigentlich eine nur kritische, unproduktive Natur.

Was er vor allem bekämpfte, waren die engen, kleinlichen Verhältnisse im öffentlichen Leben Deutschlands und das — wie man heute sagen würde — Philologentum in der Literatur. So begeistert er sich also besonders für das „große Leben" in England. Die deutsche Literatur seiner Zeit hält er nur für eine schwache Nachahmung des großen Shakespeare. Über ihn selbst schreibt er bald nach der Rückkehr von seinem zweiten Aufenthalt: „Verlaßt Euch nicht darauf, daß Shakespeare geboren worden ist — Shakespeare hat keine Offenbarungen gehabt. Alles hat er gelernt oder erfahren. — Ging er hin und studierte die Alten, blätterte er sich die Lippen trocken hinter den Wörterbüchern und machte Auszüge? — — Nein, er verzehrte sein Geld auf englischen Kaffeehäusern, speiste in einem chophouse, an öffentlichen Plätzen, und das in einer Nation, die stolz darauf ist, ihre Neigungen nicht zu verbergen; dort lernte er die Sprache der Alten verstehen und alsdann las er sie in Übersetzungen."

[1] Lichtenbergs Aphorismen nach den Handschriften herausgegeben von Albert Leitzmann. Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts Nr. 123, 131, 136, 140 und 141.

Daß nur ein großzügiges Leben einen überlegenen Geist bilden könne, das glaubte er in England erfahren zu haben. Er wünscht, daß Deutschland gute Geschichtschreiber haben möge, denn nur sie könnten bewirken, daß das Ausland sich um uns bekümmert. Wenn er vom Historiker verlangt, daß er nicht ein Stubensitzer sei „ohne Umgang mit Welt und mit Leuten, die einem an Erfahrung überlegen sind" (RA. 19), und wenn er ihm „langen Aufenthalt in großen Handelsstädten nicht weit von einem Hof, oder noch besser in einiger Verbindung mit ihm empfiehlt," so ist klar, daß er damit seinen Deutschen die englischen Verhältnisse als einen Spiegel vorhalten wollte, an dem sie zu lernen hätten. Aber daß diese Mißstände in den politischen Verhältnissen begründet waren, besonders darin, daß alle Teilnahme am Staatsleben fehlte, das hat Lichtenberg nicht erkannt, obschon ein Vergleich mit England es wohl nahegelegt hätte. Man hat Lichtenbergs Wesen als dem Englischen durchaus kongenial bezeichnet[1], und es finden sich allerdings sowohl in seinen Gedankenbüchern, als in den Briefen zahllose Stellen, an denen er eine äußerst genaue Kenntnis und Bewunderung der englischen Sprache und Literatur und auch der englischen Geschichte an den Tag legt. Sein Interesse blieb auch nach seiner Reise durchaus auf England gerichtet. Mehrfach zitiert er aus den neueren englischen Zeitungen, und auch persönliche Beziehungen verknüpfen ihn mit diesem Land. Aber wie sehr er auch Bewunderer englischer Verhältnisse war, für die wichtigste Lebensäußerung dieses Volkes, für die Politik hatte er kein Verständnis, oder vielmehr es interessiert ihn dabei immer nur die persönliche und psychologische Seite. Er schildert einmal in einem Briefe einen Besuch im Parlament und zwar im Oberhaus, „in einer der ehrwürdigsten Versammlungen in Europa", als man gerade über Amerika verhandelte, und er faßt sein Urteil dahin zusammen, daß es „höchst ehrwürdig und rührend gewesen sei und daß jedermann, dem er es sagte, daß er an diesem Tage im Parlament gewesen wäre, ihn glücklich schätzte."[2] In all den Briefen, die er während seines

[1] Bobertag: Deutsche National-Literatur. Bd. 141. S. 6.

[2] Lichtenbergs Briefe, herausgegeben von Alb. Leitzmann und K. Schüddekopf. Lpzg. 1901—04. 3 Bde. Band I S. 221.

großen Aufenthaltes schrieb, findet sich kaum einmal eine Erwähnung der englischen Verfassung oder der sonst soviel gerühmten englischen Freiheiten. In seinen Aphorismen hat er sich nur zweimal über die englische Verfassung ausgesprochen und zwar in anerkennendem Sinn. Gerade die Opposition scheint ihm die Festigkeit der Konstitution zu verbürgen, „denn wenn alle einig wären, könnten sie ja machen, was sie wollten" (RA. 18). Wo in seinen Aphorismen das Wort Parlament etwa sonst noch vorkommt, handelt es sich meistens um einen witzigen Einfall oder ein kühnes Gedankenspiel. Wenn man aus den fünf Bänden seiner Aphorismen, die sich ja über einen Zeitraum von über 30 Jahren erstrecken, alle politischen Bemerkungen zusammenstellt, so tritt klar zutage, wie erstaunlich unbefangen, aber auch wie ungebildet sein politisches Urteil ist. Es ist schwer, zu sagen, ob man ihn einen Republikaner oder einen Monarchisten nennen soll. Das kommt nicht nur daher, daß es etwa Gelegenheitsäußerungen sind, sondern es entsprach ganz seinem rein kritischen, satirischen Charakter, der wohl auch manches nur einer schönen Antithese oder eines Wortspiels wegen sagte. Im ganzen überwiegt die oppositionelle und auch weltbürgerliche Stimmung des Aufklärers gegen den absoluten Staat; in den letzten Jahren seines Lebens zeigt er sich sogar als entschiedenen Anhänger der französischen Revolution, der er trotz aller Ausschreitungen eine heilsame Wirkung für die Entwicklung des Menschengeschlechts zuschreibt. Sie hat seine Teilnahme an staatlichem Leben weit mehr erregt, als seine beiden englischen Reisen.

An England und besonders an London gefällt ihm eben, wie gesagt, vor allem das große weltbewegte und weltbewegende Leben; keiner der gleichzeitigen Englandreisenden hat mit soviel Witz und Anschaulichkeit das Straßenleben in London geschildert, wie er. Das tätige Leben, wie er es in England sah, soll auch für die Erziehung fruchtbar gemacht werden. Über die Erziehung, meint er, „soll man nicht räsonnieren, sondern erst Erfahrung sammeln, welche Nation die größten aktivsten Leute vorgebracht hat, nicht die größten Kompilatoren und Bücherschreiber —, das möchte doch wohl die englische sein." (E 139.)

Über den Nationalcharakter der Engländer spricht er noch mehrfach in lobendem Sinn. Die Grundstimmung seiner vielfach widerspruchsvollen Bemerkungen ist die Bewunderung des freien und unabhängigen Denkens der meisten Engländer. Mit Hume meint er zwar, daß die Engländer gar keinen Nationalcharakter haben, aber er versteht dies offenbar dahin, daß es sehr viel Originale gibt; „in England findet man mehr Originalcharaktere in Gesellschaften und unter dem gemeinen Volk, als man aus ihren Schriften kennt. Wir hingegen haben eine Menge im MeßCatalogo, wenig in Gesellschaft und dem gemeinen Leben und unter dem Galgen gar keine." (E 37.) Im übrigen führt er meistens Einzelzüge, Anekdoten und Zitate an, die den Nationalcharakter illustrieren sollen. Jedoch wie geistreich Lichtenberg auch selbst beobachten konnte, zeigt seine Abhandlung über die Kunst der Reklame, worin uns England soweit voraus sei, die auch heute noch ihre Gültigkeit hat. Er will untersuchen, woher es kommt, „daß man sich kaum des Kaufens enthalten kann, selbst wenn man weiß, daß das Avertissement nicht wahr ist und er nimmt zum Exempel die Quacksalber." Diese geben die Beschreibung der zu heilenden Krankheit nicht in gemeinen Worten, sondern sie schildern alles so sehr bis ins Detail, daß es seine Wirkung auf die Leidenden nicht verfehlen kann. Für eine solche Art, psychologische Beobachtungen zu machen, was ja seine Hauptstärke war[1], fand er eben die beste Gelegenheit in der Weltstadt London.

Ein weiterer Grund der Bewunderung Englands lag für den Physiker Lichtenberg gewiß darin, daß dort die Naturwissenschaften so besonders hoch entwickelt waren. Aber auch hier hält er sich nur an die Erscheinung. Über die tieferen Ursachen auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet, die doch manche deutsche Englandreisenden damals schon erkannten, hat er nie nachgedacht.

Wenn also nach allem zu sagen ist, daß Lichtenbergs englische Reisen zur Bereicherung politischer Kenntnisse nicht sehr viel

[1] Vgl. Friedrich Schaefer: Lichtenberg als Psychologe und Menschenkenner. Lpzg. 1899.

beigetragen haben, so sind sie doch für ihn selbst und seine persönliche Entwicklung von größter Bedeutung gewesen. Alle Beurteiler stimmen darin überein, daß gerade durch diese Reisen seine erstaunliche Vielseitigkeit, seine durchdringende Menschenkenntnis und sein realistischer Blick mächtig gefördert worden sind. Seit seinen Englandreisen war er, wie Gervinus sagt, selbst „voller Whims und Spleen"; seine prächtigen Erläuterungen zu Hogarth hätte er nicht liefern können, wenn er nicht das englische Leben so genau gekannt hätte.

Einen weit engeren Gesichtskreis als Lichtenberg hatte der Mediziner Johann Friedrich Carl Grimm[1], der im Jahre 1774 eine medizinisch-naturwissenschaftliche Studienreise unternahm. Von ihm erfahren wir über soziale oder politische Dinge fast gar nichts. Die Schilderungen seiner Reiseerlebnisse, der Kunst- und vor allem der naturwissenschaftlichen Sammlungen, sowie genaue Berichte über Krankenhäuser und sonstige medizinische Einrichtungen machen den wesentlichen Inhalt seiner Briefe aus. Auch über den Nationalcharakter der Engländer äußert sich Grimm selten und nie originell. Er spricht über den Freiheitssinn der Engländer im Vergleich zu den Franzosen, beklagt aber den Mißbrauch der Freiheit durch Gauner und Straßendiebe. Es ist charakteristisch für die beginnende Anglomanie in Deutschland, wenn er einmal schreibt: „Glauben Sie ja nicht, daß die Britten vollkommen sind; sie sind auch Menschen und so gut aufgelegt, wie andere Völker, Übels zu tun" (II S. 194). Aber trotz aller Einschränkungen zeigt auch er eine ausgesprochene Sympathie für diese „freye Nation".

Helferich Peter Sturz[2] aus Darmstadt (geb. 1735) mag wohl schon während seiner Studienjahre in Göttingen manche

[1] Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich, England und Holland; in Briefen an seine Freunde. 3 Bände anonym. Altenburg 1775. Nach Holzmann und Bohatta, Anonymenlexikon ist der Leibarzt des Herzogs von Sachsen-Gotha, J. F. C. Grimm (1737—1821), der Verfasser. Über ihn vgl. Ersch und Gruber, Enzyklopädie, und danach A. D. B.

[2] Vgl. Max Koch: H. Sturz. München 1879.

politische Anregung erfahren haben, ehe er in jungen Jahren Privatsekretär beim Grafen Bernstorff in Kopenhagen wurde. Das war gewiß eine Stelle, die ihm einen Einblick in das Staatsleben gewährte, wie es in Deutschland nicht eben an vielen Höfen der Fall gewesen wäre. Wir hören, daß Sturz, der aus kleinen Kreisen stammte, aber geistig äußerst lebendig und überlegen war, sich mit Gewandtheit in der Hofgesellschaft bewegte, und auch im literarischen Leben der dänischen Hauptstadt, in der ja damals die deutsche Kultur herrschend war, eine Rolle spielte. Bei alledem war er weder Kriecher noch Kosmopolit, sondern ein Mann, der mehr als die meisten anderen Autoren seiner Zeit Sinn für allgemein nationale Angelegenheiten hatte: „Du bist ein Deutscher, wohlan sei stolz auf deinen Hermann, auf den Helden Friedrich — — träume nicht von Freyheit, so lange noch an jedem Hof jeder Laut des Muts verstummt, so lange unser Blut eine Lands- und Domänenware bleibt"[1], so ruft er in seinem Aufsatz über den Vaterlandsstolz aus. Auch für deutsche Vergangenheit und altdeutsche Literatur hatte er ein reges Interesse. Das Deutsche Museum, die Zeitschrift, für die Sturz schrieb, hatte sich unter anderem die Verbreitung politischer Bildung zum Ziel gesetzt. In dieser Zeitschrift veröffentlichte nun Sturz in glänzendem Stil neun Jahre nach seiner englischen Reise, aber nach gleichzeitigen Aufzeichnungen, seine „Briefe, im Jahr 1768 auf einer Reise im Gefolge des Königs von Dänemark geschrieben".

Man sollte seiner ganzen geistigen Veranlagung nach meinen, daß er auch von dem nationalen Sinn und den politischen Einrichtungen der Engländer anerkennend hätte reden sollen; Gelegenheit, politisches Leben kennen zu lernen, hatte er um so mehr gehabt, als er ja im Gefolge des dänischen Königs reiste — er war inzwischen Legationsrat geworden — und die Bekanntschaft hervorragender politischer Persönlichkeiten hat machen können. Aber der weite Blick, der ihn sonst auszeichnet, verläßt ihn hier völlig: Von der berühmten englischen Freiheit hat nach seiner Auffassung eigentlich nur der König einen Vorteil.

[1] S. 283/84.

Seine Würde ist durch die Verfassung vor allen Gefahren geschützt, er ist von allen traurigen Pflichten und allen Leiden der Herrschaft befreit. Was hat aber das Volk mit einer Freiheit angefangen? Mit aufrührerischem Frevel — es war eben die Zeit der Juniusbriefe — lästern die Blätter über die Regierung. Von der Preßfreiheit, die den übrigen deutschen Reisenden so sehr gefällt, sieht er nur die Schattenseiten. Ein wüstes Geschimpf ist die üble Frucht dieser Freiheit und das einzige Gute daran ist noch, daß wenigstens die Person des Königs geschont wird. Wahre Tugend, meint Sturz, schrecke eben auch die verwegenste Bosheit zurück. Der Charakter, die Lebensart und die Fähigkeiten Georgs III. erstrahlen bei ihm im hellsten Lichte. Aber vielleicht wird auch er den drohenden Niedergang Englands nicht aufhalten können. Denn wie einst Rom ist jetzt England auf der Höhe seiner Macht von innern Schäden gefährdet. Der Reichtum zwar ist durch siegreiche Kriege und Eroberungen gewachsen, aber die Sitten sind verderbt, Üppigkeit und Hochmut verbreitet. Oft schon, aber selten mit Glück hat man das Leben der Völker mit dem organischen Leben verglichen. Auch Sturz wird dadurch irregeleitet, wenn er sagt, „daß England jetzt auf dem Punkte der Reife sei, welcher an das Verwelken grenzt". (S. 45.)

Er war offenbar von dem Reichtum Englands geblendet, als er diese Prophezeiung aussprach. Aber seine eigene Bemerkung, daß die Heldenkraft eines Volkes durch Widerstand genährt werde, jenseits des Zieles aber ermatte, hätte ihn vorsichtiger machen sollen; denn niemand konnte damals die Widerstände oder die große Aufgabe Englands in der Welt voraussehen.

„Die Geschichte aber", meint er, „sondere das Verdienst des Monarchen von seinem Glücke, und Georgs III. Tugend strahle auch unter widrigen Schicksalen auf die Folgezeit." — Woher kommt nun diese Ansicht, daß alles Unglück nur vom Volk verschuldet sei, überhaupt diese negative Aufnahme des ganzen politischen Lebens in England? Der Grund ist vielleicht der, daß Sturz nicht so unbefangen wie die meisten andern Reisenden die Verhältnisse in England betrachtet, sondern, daß er im Gefolge des dänischen Königs reiste — Sturz selbst wohnte im St.-James-Palast — und von den royalistischen Gesinnungen

seiner Gesellschaft und des Hofes beeinflußt worden ist. Ist doch Georg III. derjenige Monarch, der am energischsten in der neueren englischen Geschichte versucht hat, die Macht des Parlaments zurückzuschieben. Der politische Sinn Sturzens, der übrigens zu allen Zeiten eine Vorliebe für das Leben an einem Fürstenhof hatte, war doch viel zu sehr gutgemeinte Begeisterung und zu wenig kritische Erkenntnis, als daß er solchen Einflüssen gegenüber sich hätte behaupten können. Und indem Sturz hier in England die Verhältnisse von oben sah, mochte freilich manches ein anderes Aussehen gewinnen. Im ganzen spielt aber das politische Leben in seinen Reisebriefen überhaupt nur eine geringe Rolle; vom Schauspieler Garrick weiß er weit mehr zu erzählen. Eine erschöpfende Darstellung wird gar nicht versucht, aber die Bedeutung seiner Reise beschränkt sich nicht nur auf diese Reisebriefe; auch zwei politische Aufsätze sind von ihr beeinflußt. Einer über Pitt, ein anderer über den amerikanischen Krieg, der zwar durch die Ereignisse schon überholt war, als er ihn in seine gesammelten Schriften aufnahm. Amerika scheint ihm den Kampf bereits verloren zu haben; und mit Recht, denn, verglichen z. B. mit dem niederländischen Aufstand, fehle es diesem doch an den idealen Kräften, die ihn rechtfertigen könnten. Er erkennt zwar ganz richtig das konstitutionelle Prinzip und den Widerstand gegen die merkantilistische Kolonialpolitik als Ursachen an, aber gerade diese scheinen ihm des Kampfes nicht wert. So steht seine Sympathie durchaus auf Seiten der Tories und Königsfreunde. Damit stellt er sich in bewußten Gegensatz zu der Tagesmeinung der Deutschen, die mit den Aufständischen sympathisierten und „die mit gebeugten Nacken noch immer treue Verfechter der Freyheit sind“[1]. Trotzdem ist Sturz kein einseitiger Parteimann; in dem Aufsatz über Pitt, den er zwei Jahre nachher veröffentlichte, wird er diesem völlig gerecht, ja, bewundernd zitiert er sogar dessen Rede für die Kolonien gegen die Stempelakte; besonders lobt er seine sittliche Reinheit. Jedoch bringt auch diese Abhandlung, die ganz im heroischen Stile gehalten ist (der alte Appius Claudius Caecus wird zum Vergleich herangezogen), doch wenig in die Tiefe.

[1] S. 356.

3. Kapitel.

Die Anglomanie bis zur französischen Revolution.

Seit dem Ende der 70er Jahre ist in Deutschland ein starkes Anschwellen der Reiseliteratur und der Reisen überhaupt zu bemerken. Da sonst alle Faktoren, die wir eingangs angeführt haben, konstant geblieben sind, oder sich nur wenig verändert haben, kann der Grund dafür nur in der geistigen Bewegung liegen: der Sturm und Drang, der ja von Hause aus mit der Anglomanie eng verwandt ist, wird zur herrschenden Geistesrichtung dieser Zeit. Damit ist schon von selbst eine größere Teilnahme für englisches Wesen gegeben. Aber die Wirkung dieser neuen Geistesrichtung geht doch viel tiefer. Einmal drängt der erwachende Individualismus und die Naturssehnsucht hinaus aus den engen Schranken des kleinbürgerlichen Lebens, das Reisen wird modern (wir werden dies alles bei Moritz noch genauer verfolgen können), und dann hat der Sturm und Drang doch auch in ganz anderem Maße als bisher geistiges Leben verbreitet und Anteilnahme für die höheren Dinge des Daseins in breitere Schichten getragen; es wird überhaupt mehr geschrieben und gelesen.

Infolge der Zunahme der Reisen wurden Werke, die alles Wissenswerte über England systematisch zusammenstellen (A), sei es zur Belehrung der Deutschen, zur Vorbereitung auf die Reise oder als Reiseführer, ein dringendes Bedürfnis. Wer mehr literarisch interessiert war, las die schöngeistigen Reiseschilderungen (B), die damals in großer Zahl erschienen. Aber es waren nicht immer die schlechtesten Reisenden, die ihre Erlebnisse und Meinungen nicht beschrieben, sondern die Anregungen, die sie empfangen, still in sich verarbeiteten; und auch ihrer haben wir zu gedenken (C).

A. Systematische Werke.

Die „Beiträge zur Kenntnis Großbritanniens vom Jahre 1779“[1] haben einen Theologen Wendeborn zum Verfasser. Über dessen Charakter und Denkart unterrichten besser als seine Bücher über England die Erinnerungen aus seinem Leben[2]. Hier erzählt er auf 700 Seiten die Geschichte seines nicht eben merkwürdigen Lebens. Er wurde zu Magdeburg geboren, hatte die übliche Laufbahn eines Theologen zurückgelegt, war auf Empfehlung nach England gekommen mit der Aussicht, eine gutbezahlte Predigerstelle zu erhalten, und hatte schließlich, als durch „Intrigen“ ein anderer gewählt wurde, eine selbständige Deutsche Gemeinde in London gegründet, deren Prediger er über 20 Jahre blieb, worauf er sich zur Ruhe setzte und mit gelehrten Studien den Abend seines Lebens in Hamburg verbrachte. Sein inneres Leben ist nicht gerade reich zu nennen, und es ist nur eine schwache Rechtfertigung dieser weitläufigen Memoiren, wenn der Herausgeber sagt, daß „sein sichtbares Bestreben, durch Fleiß und Amtstreue, sowie durch sparsames Haushalten sich ein unabhängiges Alter zu verschaffen, um sich dann frei seinen Wissenschaften zu widmen, für viele, die den gleichen Zweck haben dürften, lehrreich sei“. Wendeborn hat sich in diesen Blättern doch nur als ein höchst philiströser Mensch gezeigt, der zwar über Wissen und praktische Weltklugheit verfügt, dessen Taten und Meinungen aber — soweit sie sich nicht auf England beziehen — für uns von keinem erheblichen Interesse sind. Das darf uns aber nicht hindern, sein Buch über England als eine tüchtige und vor allem praktische Leistung anzuerkennen. Karl Philipp Moritz sagt, es habe ihm ganz außerordentliche Dienste geleistet, so daß er es aufs nachdrücklichste empfehlen kann. In der Tat ist hier in übersichtlicher Weise eine Fülle wissenswerten Stoffes und praktischer Anregung gegeben. Ziem-

[1] Anonym; von Georg Forster mit einer empfehlenden Vorrede herausgegeben. Lemgo 1780.

[2] D. Geb. Gr. Aug. Wendeborns Erinnerungen aus seinem Leben, hrsg. von C. D. Ebeling. 2 Bände. Hamburg 1813.

lich durchgehend lassen sich zwei Arten der Betrachtung bei ihm scheiden. In manchen Kapiteln ist es ihm nur um die objektive Wiedergabe der Tatsachen zu tun; in anderen wieder gibt er seine Urteile ab, die er auf Grund langen Studiums gewonnen hat. Natürlich fehlt es auch in den ersteren gelegentlich nicht an kritischen Bemerkungen. Hierher gehören vornehmlich solche, in denen statistische Mitteilungen gemacht werden: über Heer und Flotte, über die öffentlichen Abgaben und das Schuldenwesen, über die Armenversorgung, den Handel, über die Stadt London und ihre Merkwürdigkeiten. Kritische Bemerkungen über das Leben in London bringt er in einem besonderen Abschnitt, den er „Allgemeine Anmerkungen über London" nennt. So teilt er auch seinen Abschnitt über die Staatsverfassung ein. Was er vom König, vom Oberhaus und Unterhaus berichtet, ist fast rein konstatierend und bedarf keiner Erörterung, es sei denn, daß er erklärt, worin denn „die englische Freiheit" eigentlich besteht: im Parlament, wodurch das Volk sein eigener Gesetzgeber ist, und in der (später noch zu erwähnenden) Jury. Anders die „Anmerkungen über die englische Staatsverfassung". Hier hört man *seine* Ansichten. Regierungsformen überhaupt sind ihm ein notwendiges Übel; die Wahl zwischen Monarchie, Aristokratie und Demokratie fällt ihm schwer. Die ideale Verfassung ist ihm „demnach immer noch ein Problem" (S. 83). Was im besonderen die englische Verfassung anbetrifft, so scheint sie ihm ein Gemisch aus allen dreien zu sein, ohne dadurch aber vollkommener zu werden. Wenn Wendeborn also auch von einem demokratischen Element in der englischen Verfassung spricht, so kann man ihn nur verstehen, wenn man annimmt, daß er *theoretisch* das Unterhaus als Vertreter des Volkes ansah; daß es in Wirklichkeit anders stand, wußte er genau. Montesquieus Ansichten von der englischen Verfassung kennt er zwar, lehnt sie aber ganz richtig als vorgefaßte Lobrede ab. Im übrigen unterläßt er eine jedoch theoretische Kritik und beschränkt seine Ausführung auf die Aufdeckung der Fehler, die tatsächlich vorhanden sind. Als deren wichtigsten nennt er das Parteiwesen, das in der Nation stets eine Art der Gärung unterhält und die Revolutionen hervorruft. So konnte eben ein Beschauer im

Jahre 1779 noch urteilen; denn verglichen mit den anderen Völkern hatte ja England in den letzten Jahrhunderten sicher die unruhigste innere Geschichte. Er beklagt den Trieb der Menschen und besonders der englischen Könige nach Gewalt und Macht zu herrschen. Dieser Machttrieb der Krone habe die Unruhen des 17. Jahrhunderts hervorgerufen. Jetzt aber bediene sich die Krone statt solcher offenbaren Eingriffe in die Volksrechte anderer Kunstgriffe zur Machtsteigerung, und zwar der Bestechung. Das fällt ihr, die über soviele direkte und indirekte Machtmittel in Staat und Kirche verfügt, sehr leicht, die Moral aber und besonders die Freiheit werden aufs schwerste geschädigt; denn ein dem König ergebenes Parlament kann, wenn es einmal eine stehende Armee bewilligt, leicht die englische Freiheit zerstören und französische Zustände schaffen.

Als weiteren Mangel, als Widerspruch zwischen Theorie und Praxis bezeichnet er, von den whiggistischen Reformideen beeinflußt, das herrschende Wahlsystem: zahlreiche rotten boroughs haben das Wahlrecht, große Städte sind ausgeschlossen. Ohne Revolution, meint er, sei hierin keine Änderung möglich. Die Exklusivität des Wahlrechts beeinflußt aber auch die Wahlen selbst in ungünstigem Sinne. Sie sind eigentlich nur ein großer Humbug, „bei dem mit Plumpudding, Bändern, starken Getränken und Postkutschen nicht gespart wird" (S. 92). Auch direkte Wahlbestechungen seien trotz strengen Verbotes üblich und natürlich müsse ein solcher Repräsentant sich dafür wieder schadlos halten. „In solchen Händen sind alsdann die Freiheit und die Vorrechte des Volkes wohl aufgehoben." (S. 91.) All das läuft natürlich der ursprünglichen Absicht der Verfassung zuwider und wird nur noch verstärkt durch die siebenjährige Legislaturperiode, die auch den Einfluß der Regierung vermehrt. Zuletzt kommt er noch auf die Rekrutierung der Parteien und ihre Prinzipien zu sprechen, ohne aber hier etwas Neues oder Eigenartiges zu bieten. Warum eigentlich die Parteien da sind und um Einfluß im Staatsleben ringen, sieht er nicht recht ein. „Ihr Spiel gehet wechselweise vor sich und die Nation, die dabei zusieht, muß die Unkosten bezahlen." (S. 100.) Keineswegs aber ist er ein unbedingter Vertreter der Volksrechte, denn er hält

das Volk für launisch und wetterwendisch und meint, daß es nichts Besseres verdiene.

So kann man ihm ein tieferes politisches Verständnis nicht zuerkennen. Die halben Widersprüche, die sich hie und da finden, sind dadurch zu erklären, daß es ihm nicht nur an einer historischen Betrachtungsweise fehlt, was ja leicht erklärlich ist, sondern auch an einer theoretischen Grundüberzeugung, einem Staatsideal, woran er die Zustände mißt. Er hält das englische Verfassungssystem weder für gut, noch lehnt er es ab; er läßt es eben gelten und betrachtet dann allerdings mit viel scharfer und oft zutreffender Kritik die tatsächlichen Verhältnisse.

Er war, wie gesagt, ein nur aufs Alltäglich-Praktische gerichteter Mann, dem ein größerer Blick durchaus gefehlt hat. Das kommt auch in den Abschnitten zum Ausdruck, wo er von sozialen Zuständen spricht, sei es nun von der Prostitution, der allgemeinen Teuerung, oder dem großen Reichtum auf der einen, dem Elend auf der andern Seite. Eine gewisse Naivität und Unbeholfenheit ist beim ersten Auftauchen einer Massennot wohl zu verstehen, aber Wendeborn macht es sich doch sehr leicht, wenn er vom Diebstahl aus Armut sagt: „man gebe ihm (dem Dieb) Arbeit, man fördere ihn auf dem Wege, Brot zu erwerben, man sorge für eine gute Erziehung seiner Kinder, so wird er nicht stehlen." (S. 226.) Am glücklichsten sind seiner Meinung nach die Rechtsverhältnisse geordnet. Hierin ist England allen Ländern voraus, und zwar durch die großartige Einrichtung der Jury oder der Geschworenengerichte; daß zwölf Laienrichter gleichen Standes das Urteil fällen, hält er für eine unbedingte Bürgschaft der Unparteilichkeit. Auch die Strafen sind — außer bei Hochverrat — milder als anderswo, „selbst das Henken ist hier nicht so schrecklich, als in anderen Ländern" (S. 144). Damit meint er, es sei nicht so infamierend für die Familie. So kann man auch bei ihm im Keime die Bewunderung englischen Rechtslebens erkennen, die dann im 19. Jahrhundert zu wirklich politischer Bedeutung gelangt ist. Ist doch die Einführung der Schwurgerichte nach französischem und englischem Muster später eine der Hauptforderungen der liberalen Doktrin bei uns geworden.

Das Wirtschaftsleben bespricht er an Hand verschiedener Gewährsmänner, genaue Statistiken erläutern seine Ausführungen; seine Urteile gründen sich auf die Lehre von der Handelsbilanz.

Am ausführlichsten und selbständigsten ist Wendeborn in dem Artikel über den Charakter der Engländer. Es muß aber Wunder nehmen, daß er 50 Seiten über diesen Gegenstand zu schreiben weiß, wo er doch mit Hume eines Sinnes ist, daß die Engländer am wenigsten von einem Nationalcharakter besitzen. Auch er will wohl damit nur die Schwierigkeit eines Gesamturteils behaupten, weil gerade in England die Individuen besonders verschieden sind. Von den Ursachen des Nationalcharakters hat er ziemlich platte Ansichten. „Die menschliche Natur ist in allen Ländern einerlei und im Grunde betrachtet sind sich die Menschen unter allen Himmelsstrichen ähnlich. Zufällige Dinge, darunter Erziehung, eingeführte (!) Sitten und Regierungsformen oben anstehen, sind die Ursachen des Unterschiedes unter den Völkern." S. 2.) Wenn er dann trotzdem eine recht gute Charakteristik zu geben vermag, so zeugt auch dies dafür, daß er ein guter Beobachter, aber ein schlechter Denker ist. Der Einfluß Rousseaus ist nicht zu verkennen, wenn er, allerdings ohne völlige Klarheit, darlegt, daß die Freiheit eine Folge des natürlichen Erziehungssystems sei. In einen gewissen Widerspruch mit seinen andern Ausführungen gerät er aber, wenn er hier neben der Freiheit der Meinungsäußerung auch eine solche der Verfassungsgrundsätze behauptet. Als vornehmsten Charakterzug bezeichnet er die „Eigenliebe der Nation oder den Nationalstolz", der trotz aller Übertreibung ihm doch gewaltig imponiert. Es ist dies zugleich die einzige Stelle, wo er seinen Deutschen zuruft, englisches Wesen nachzuahmen. „Mögten doch meine Landsleute mehr Patrioten werden!" (S. 14.) Überhaupt erscheint der englische Nationalcharakter bei ihm im besten Licht. Großmut, Freigebigkeit, Ehrlichkeit, Zurücktreten der Standesunterschiede, selbständiges Denken rühmt er als Haupttugenden, aber nicht in langweiliger Aufzählung, sondern mit Beispielen und auch Einschränkungen versehen. Die Gedanken- und Preßfreiheit aber erscheint ihm als eine der heilsamsten öffentlichen Einrichtungen. Denn gerade dadurch wird Heuchelei in politi-

schen und religiösen Dingen vermieden. Natürlich vergißt er auch die Schattenseiten nicht, und zwar betont er besonders die Trunksucht und Üppigkeit des niederen Volkes und, wenigstens für London, die Sittenlosigkeit der Frauen.

Da Wendeborns Beiträge auch für Reisende geschrieben sind, bringt er zum Schluß nicht nur die Beschreibung aller Merkwürdigkeiten in und um London, er versieht seine Leser auch noch mit praktischen Ratschlägen über Geld, Reiserouten, Logis, Sprache usw.

Schon in der Einleitung hat Wendeborn versprochen, auch einen Band über den Zustand der Religion, der Künste und Wissenschaften folgen zu lassen, wenn der erste eine gute Aufnahme beim Publikum fände. Die erhoffte Anerkennung ist nicht ausgeblieben, und so konnte Wendeborn im Jahre 1785, diesmal unter eigenem Namen, vier Bände folgen lassen, die betitelt sind: „Der Zustand des Staates, der Religion, der Gelehrsamkeit und der Kunst in Großbritannien." Er betont in seiner Vorrede, daß er die englische Nation noch immer für eine der vornehmsten, wenn nicht die erste auf der Welt halte, fühlt sich aber verpflichtet, der jetzt allzu starken Anglomanie entgegenzutreten, die bei den fremden Reisenden üblich sei, die oft kaum so viel Monate auf der Insel zugebracht hätten, als er Jahre.

Völlig Neues bringt der Band über die „Gelehrsamkeit und die Kunst", die für unsere Zwecke nichts Bemerkenswertes bieten, und der über die Religion. In diesem letzteren läßt er ohne historische Orientierung die vielen englischen Konfessionen und Sekten Revue passieren und erklärt ihre Lehrmeinungen und Verfassungen. Eine besondere Parteilichkeit kann man ihm dabei nicht nachsagen, obwohl er selbst Prediger einer Gemeinde war. Aber dafür ist alles mit einer ermüdenden Ausführlichkeit vorgetragen. Auch die Grundstimmung dieses Buches ist eine Anerkennung Englands, d. h. der dort herrschenden völligen Toleranz anderer Meinungen. Ja sogar die Bedeutung religiöser Toleranz für wirtschaftliches Gedeihen wird hier schon ausgesprochen.

Zu den schon von Forster herausgegebenen Aufsätzen über Politik und Wirtschaft, die in einem Band vereinigt waren, hat Wendeborn noch drei neue hinzugefügt, die über Bevölkerungszahl, die Fabriken und den Schmuggel handeln; die übrigen hat er bereichert und verbessert; alle statistischen Anmerkungen sind auf den neuesten Stand gebracht, alle neuen Ereignisse sind berücksichtigt. Obwohl hier manche wirklich wissenswerte Einzelheit neu beigebracht wird, fehlt es auch nicht an Einschüben, die man nur als Füllsel bezeichnen kann. Mit Anekdoten und Stimmungsbildern wird nicht gespart, und so hat er ohne wesentliche Bereicherung den Inhalt dieser Kapitel gerade verdoppelt (2 Bände). Sein Gesamturteil hat sich natürlich nicht geändert, im einzelnen aber ist oft das Urteil ungünstiger, mehr die Schattenseiten betonend, besonders die Habsucht der Kaufleute und die Herrschsucht gegen unterdrückte Völker; die Handhabung des Seerechtes während des Unabhängigkeitskrieges mag wohl hierzu den Anlaß geboten haben. In dem Kapitel über die Manufakturen bespricht er die neuen großen Fortschritte der Technik, erwähnt auch den jetzt vollendeten Abfall der amerikanischen Kolonien und ergeht sich schließlich in Betrachtungen über das Verhältnis von wirtschaftlicher Blüte und menschlichem Glück. Als Menschenfreund kann er die moderne Bereicherung und Verfeinerung nur bedauern und mit Sehnsucht schaut er zurück auf die glücklichen Zeiten der alten Germanen und Briten. So hat die beginnende Industrialisierung und die Unruhen des beginnenden kapitalistischen Zeitalters selbst in diesem so nüchternen Mann noch einmal eine Rousseausche Begeisterung für den vermeintlichen glücklichen Urzustand hervorgerufen.

Wendeborn war Vielschreiber; eine Reise, die er 1793 durch West- und Südengland unternahm, veranlaßt ihn zu einer genauen Beschreibung seiner gleichgültigen Erlebnisse[1]. An Anekdoten und Landschaftsbeschreibung wird mehr geboten, als an wissenschaftlichen oder politischen Bemerkungen; auch ästhetisch bieten diese Briefe wenig. Sein Urteil ist, wie auch schon in der

[1] Reise durch einige westliche und südliche Provinzen Englands von Dr. G. F. A. Wendeborn. 2 Bände. Hamburg 1793.

erweiterten Ausgabe seines Erstlingswerkes mehr pessimistisch gefärbt. Er zeigt sich als gemäßigten Anhänger der französischen Revolution und tadelt den Egoismus der Engländer, die überall nur auf ihren politischen und wirtschaftlichen Vorteil ausgingen.

Nur als eine Anleitung oder als ein Handbuch zur Reise wollte Johann Jakob Volkmann sein vierbändiges Werk[1] angesehen wissen. Er selbst, ein Hamburger von Geburt, war schon weit gereist; ein Freund Winkelmanns und Liebhaber der Kunst, war er zwar schon 20 Jahre, bevor er sein Werk schrieb, in England gewesen, wo er besonders kunsthistorische Studien trieb. So berichtet er nicht aus eigener Erfahrung, sondern seine Absicht ist es, „aus den besten Nachrichten und Büchern ein gemeinnütziges Ganzes zu liefern." (Vorbericht.) Das Werk gliedert sich in 2 Teile, in eine größere systematische Einleitung und in einen durch 69 Briefe abgeteilten Reiseführer, der nach Art eines Bädeckers nach Reiserouten eingeteilt ist und an die 2000 Seiten umfaßt. Geographische, statistische und besonders kunsthistorische Mitteilungen überwiegen hier. Nur die Einleitung also könnte uns von Wichtigkeit sein, aber auch sie enthält wenig genug. Es ist ein trockenes Nachschlagewerk, wo sich der Reisende über Klima, Wirtschaft, Politik und geistiges Leben obenhin informieren kann. Wo Volkmann etwa eine Meinung über öffentliche Zustände oder politisches Leben äußert, ist er nicht original. Seine Beurteilung des englischen Volkscharakters stützt sich ganz, zum Teil sogar wörtlich, auf Wendeborn, dessen Gründlichkeit und Unparteilichkeit er besonders rühmend hervorhebt. So bringt dieses größte Reisewerk also kaum einen Beitrag, politisches Interesse zu erregen.

J. W. von Archenholz stellt unter den Englandreisenden seiner Zeit einen ganz eigenen Typus dar. Er hatte den sieben-

[1] Neueste Reisen durch England, vorzüglich in Absicht auf die Kunstsammlungen, Naturgeschichte, Ökonomie, Manufakturen und Landsitze der Großen; aus den besten Nachrichten und neueren Schriften zusammengetragen von D. Johann Jakob Volkmann. 1—4. Lpzg. 1782.

jährigen Krieg unter Friedrich dem Großen mitgemacht und 1763 als Hauptmann den Dienst verlassen. Die Zeit seiner Muße benützte er zu eindringlichen Studien, besonders auf dem Gebiet der Geschichte. Er unternahm ausgedehnte Reisen durch fast ganz Europa, um seinen Gesichtskreis zu erweitern; von seiner literarischen Produktivität zeugt die stattliche Reihe seiner Schriften[1]; bekannt ist daraus nur die kurze „Geschichte des siebenjährigen Krieges" geworden. Nach England kam er nicht auf dem Weg über die Literatur, wie etwa Moritz, auch nicht zufällig oder von Berufswegen, wie andere, sondern mit der bewußten Absicht, dieses Volk nach allen seinen Lebensäußerungen, besonders aber nach der politischen Seite hin, zu studieren. Sechs Jahre hat er sich im ganzen in England aufgehalten und zwar während der Jahre 1769—1779. Auch in Italien weilte er längere Zeit. Er hat Aufsätze über diese Länder zuerst in seiner Zeitschrift „Literatur und Völkerkunde" veröffentlicht und diese erst 1785 gesammelt unter dem Titel „England und Italien" herausgegeben[2]. Über des Werkes 2. Teil, Italien, urteilt Goethe, der es auf seiner italienischen Reise gelesen hat: „Wie so ein Geschreibe am Ort zusammenschrumpft, ist nicht zu sagen — — zu der großthuerischen verachtenden Manier besitzt er viel zu wenig Kenntnisse und stolpert lobend und tadelnd."[3] Dieses harte Urteil mag für die Beschreibung Italiens zutreffen; denn Archenholz konnte seiner ganzen Natur nach für Italien und dessen Eigenheiten kein tieferes Verständnis gewinnen. Spricht er doch selbst einmal von dem preußisch-militärischen Auge, mit dem er die Dinge angesehen habe. Anders aber steht es mit England. Von allen Autoren verdient Archenholz am meisten den Namen eines Anglomanen. Man wird bei ihm, von Einzelheiten abgesehen, kaum ein Wort des Tadels oder der Kritik finden. Der Titel seines Werkes läßt vermuten, daß er England und Italien miteinander vergleichen will. In der Tat ist das in gewissem Sinn der Fall; insofern er überhaupt diese beiden Teile zusammenstellt. Aber es ist deshalb noch keineswegs richtig, „daß sich

[1] Vgl. Gödecke VI, S. 280.

[2] Lpzg. 1785.

[3] Brief an Herder. Weimarer Ausgabe IV. 8., S. 76.

englisches Wesen in deutscher Beleuchtung von italienischem Hintergrund abhebt" (Philippsthal S. 90). Dazu bilden die Teile viel zu wenig eine innere Einheit. Mit größerem Rechte kann man sagen, daß er England und Frankreich kontrastiert und dabei alles Licht auf England, allen Schatten auf Frankreich fallen läßt, eine Einseitigkeit, die sich wohl durch seine Teilnahme am siebenjährigen Kriege erklären läßt.

Der Anlage seines Werkes nach hat Archenholz die größte Ähnlichkeit mit Wendeborn; auch er teilt sein Buch systematisch ein — aber nur äußerlich; denn die 14 Kapitel, in die das Buch zerfällt, gliedern den Stoff keineswegs nach einheitlichen Gesichtspunkten. Archenholz war zweifellos ein gründlicher Kenner der englischen Verhältnisse, er hat viel gesehen und viel gelesen; auch sein Stil ist gut, klar und nüchtern. Aber trotz allem kann man sein Werk nicht mit demselben Interesse lesen wie das Wendeborns. Das macht, weil alles auf einen einzigen Ton gestimmt ist: bedingungslose Anerkennung Englands.

Die Staatsverfassung nennt er mit Montesquieu „die vortrefflichste, die je ein Volk der Erde gehabt hat" (S. 14). England ist ein „Freystaat", wenn man dieses Wort in seiner wahren Bedeutung versteht. Englands Verfassung ist frei, die Engländer sind glücklich und frei. Dieses Wort allein scheint für ihn von bezauberndem Klang gewesen zu sein; aber es war ihm doch nicht nur ein leerer Schall. Er liebt das Wort offenbar nicht seiner revolutionären, sondern durchaus der gesetzmäßig-positiven Bedeutung wegen. Das erhellt schon daraus, daß er im einzelnen auseinandersetzt, woraus eigentlich die englische Freiheit besteht. Fünf Hauptpunkte zählt er auf: Preßfreiheit, Habeas—Corpus, Öffentliche Tribunale, Repräsentation im Parlament und Prozeßurteile durch Geschworene, und er erläutert diese durch eine Unmenge praktischer Beispiele.

Die Einschränkung des Königs, daß er nur Gutes tun kann, das Böse aber lassen muß, „ist vielleicht das größte Meisterstück, das die Staatskunst aufweisen kann" (S. 35). Im übrigen ist Archenholz ganz damit einverstanden, daß des Königs Macht sehr weit reicht, daß er Krieg erklären und Frieden schließen

kann und daß er nach der englischen Staatsmaxime kein Unrecht tun kann.

Die Einrichtung des Parlaments, an sich schon großartig durch die Beschränkung des Despotismus, befördert auch noch durch die öffentlichen Wahlen den Stolz und das Gleichheitsgefühl der Engländer. Daß allerdings das damalige Wahlrecht keine innere Berechtigung mehr hatte, sah auch Archenholz ein, und er lobt den Versuch Pitts, es zu reformieren. Ausschlaggebend ist für ihn dabei die sittliche Beurteilung; denn die soviel geübte Wahlbestechung sei eben in Großstädten ganz unmöglich. Daß die Nabobs, d. h. Engländer, die sich in Ostindien bereichert hatten, die Bestechung im größten Stile übten, berichtet Archenholz in Übereinstimmung mit fast allen Reiseschriftstellern seiner Zeit. An das dunkle Kapitel der Korruption im Parlament rührt er nur ganz gelegentlich. Er macht dafür verantwortlich das Bestreben des Königs, seine Macht auszudehnen und den verruchten Charakter des Premiers Lord North. Natürlich gehört seine ganze Sympathie den Whigs als der „Freiheitspartei". Übrigens hat er auch ganz prinzipiell den Wert einer Oppositionspartei erkannt und betont: „Die Fraktionen, die uns in der Ferne verächtlich vorkommen, befördern ebenso oft das Gute, als sie das Böse bewirken, und sind von einem Freistaat ganz unzertrennlich" (S. 445).

Die Preßfreiheit nennt er das große Palladium der politischen Freiheit, deren Nutzen den eventuellen Mißbrauch weit übertreffe. Er sieht in der Presse nicht sowohl ein Ventil der Unzufriedenheit, als ein Organ, das alle absolutistischen Anschläge gegen die Freiheit des Volks, alle ungerechte und eigennützige Behandlung politischer Fragen entweder im Keime ersticken oder mit aller Gewalt bekämpfen kann. Daß die Londoner Zeitungen damals schon eine solche Macht ausüben konnten, wird begreiflich, wenn man erwägt, daß eine der verbreitetsten, der Public Advertiser, täglich 12 000 Exemplare auflegte.

Auch die Schwurgerichte hält er, gleich Wendeborn, für eine der heilsamsten Einrichtungen. Ungerechtigkeit sei um so unwahrscheinlicher, als ja die Verhandlung in voller Öffentlichkeit vor sich gehe; überdies gehörten „öffentliche Tribunale durchaus

zu der Verfassung eines wohl formierten Freistaates" (S. 20) und auch im alten Griechenland und Rom habe man nur öffentlich verhandelt.

In der Beurteilung des englischen Nationalcharakters unterscheidet sich Archenholz kaum in etwas von Wendeborns Ansichten, nur daß er alles viel mehr in apodiktischer Form vorträgt. Bedenken über die Schwierigkeit eines Allgemeinurteils hat er nie geäußert. Auch hat er seine Studien offenbar nur an den höheren Schichten der Gesellschaft gemacht. Charakteristisch für beides ist folgende Stelle: „Die Lebensart der Engländer hat auch viel auszeichnendes. Man steht gewöhnlich spät auf und bringt den größten Teil des Vormittags auf Caffeehäusern und Spaziergängen zu" (S. 317). Als besondere Eigenheit der englischen Nation neben dem Freiheitsgefühl und Nationalstolz bemerkt er eine natürliche Höflichkeit (im Gegensatz zu der phrasenhaften der Franzosen), wahre Großmut und Selbstzucht, d. h. freiwillige Achtung vor den Gesetzen. „Der Hauptcharakterzug der Briten aber ist der ihnen eigentümliche public spirit" (S. 165). Er versucht eine Übersetzung dieses Ausdrucks durch Nationalgeist, muß aber selbst gestehen, daß sie nicht recht zutrifft. So sehr sei diese Tugend in andern Ländern unbekannt, daß es nicht einmal einen Namen dafür gäbe. Aus der Umschreibung, die er dann gibt, geht klar hervor, daß er das meint, was man heute soziale Gesinnung oder Gemeinsinn nennt[1]. Die hohe Bildung des Volks rühmt Archenholz mehrmals. Der Grund könne kein anderer sein als die Teilnahme an allen öffentlichen Dingen und die Preßfreiheit.

[1] Gemeingeist verzeichnet das Grimmsche Wörterbuch als Übersetzung für Public spirit. Herder, von dem wohl die erste Übersetzung herrührt, sagt: Diese Benennung stammt von der britischen Insel. Wir verehrten ihn (den Gemeingeist) aber lange vorher unter dem ehrbaren Namen: „der stadt beztes". Vgl. auch Gemeinsinn. Vincke (s. u.) schreibt in einer Denkschrift „Über Zweck und Mittel der preußischen Staatsverwaltung" (bei Bodelschwingh, a. a. O. S. 391): Die Organisation der Publizität, diese ist es vornehmlich, welche den Gemeingeist beleben, allmählich zum Public spirit erheben (!), welche eine öffentliche Meinung schaffen muß usw. Vgl. auch Artikel Gemeinsinn und Gemeingeist im Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

Praktisch nüchtern, wie Archenholz war, hat er für den Zustand der Wissenschaften und Künste nur wenig übrig. Er glaubt, hierüber wenig sagen zu können, was die Deutschen nicht schon wüßten. Auch sein Abschnitt über die Religion bringt kaum Bemerkenswertes, nur daß er über die strenge Heiligung des Sonntags sich nicht genug entrüsten kann; er nennt dies „ein pöbelhaftes jüdisches Vorurteil" (S. 148). Dagegen gehört sein ganzes Interesse den wirtschaftlichen Vorgängen. Die Blüte dieses ersten Handelsvolkes liegt seiner Meinung nach in der vortrefflichen Regierung und in dem Unternehmungssinn der Engländer begründet. Im einzelnen ist bei diesem Kapitel nur interessant, was er überhaupt hervorzuheben und zu erklären für notwendig findet, wie das Kreditwesen beschaffen ist, daß man dort sonderbarerweise sein Geld einem Bankier in Verwahrung gibt usw.

Die vielen Einzelzüge des täglichen Lebens, die sich jedem Beobachter aufdrängen mußten in dem buntbewegten Treiben der Weltstadt London, finden auch in Archenholz einen begabten Schilderer. Man muß immer wieder hervorheben, daß der Unterschied zwischen dem damaligen London und einer großen deutschen Stadt eben viel größer gewesen ist als heute. Manche Reiseschriftsteller, auch Archenholz, schreiben daher in einem Ton, als ob es sich um ein wahres Wunderland handelte. So mußte es wohl auch den deutschen Lesern vorkommen, wenn sie hörten, daß eine Schauspielerin jährlich 500 Pfund St. allein als Garderobegeld erhielt, oder eine andere im Nebenamt 15 bis 1600 Pfund dadurch verdiente, daß sie bei Hochzeiten oder sonstigen Feierlichkeiten für ein geschmackvolles Arrangement sorgte. Übrigens läßt sich nicht leugnen, daß der Stoff dem Autor bei diesen Schilderungen gelegentlich über den Kopf gewachsen ist. Allzuviele Beispiele werden für seine Thesen vorgebracht, allzu viele Anekdoten erzählt, bei denen besonders das Erotische überwiegt.

Im letzten Kapitel gibt Archenholz noch einmal zusammenfassend eine Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand Englands. Noch einmal wird die Vortrefflichkeit aller öffentlichen Einrichtungen, die glückliche Lage der Bewohner betont, aber schwere Bedenken werden geäußert, ob diese glückliche Lage auch

Bestand haben wird; denn England, „das in der europäischen Wagschale nur ein Staat der zweiten Größe sein sollte" (S. 438), hat sich zu einer Macht ersten Ranges erhoben und Reichtümer erworben, die zu der natürlichen Kraft des Landes in keinem Verhältnis stehen. Die Schuldenlast ist so ungeheuerlich angestiegen, daß bei einem nächsten Krieg, wie er auch enden möge, der Staatsbankerott unvermeidlich sein wird. Diese Ansicht von dem bevorstehenden Staatsbankerott Englands war weit verbreitet, und auch der Nationalökonom Büsch (s. d.) hat sie geäußert. Die Ereignisse der folgenden Zeit haben allerdings gezeigt, daß das englische Kreditsystem viel besser fundiert war, als die ungeschulten Beobachter meinten[1].

Wie es indessen auch kommen möge, meint Archenholz, so könnte es noch immer erträglich sein, wenn nur die Verfassung und die Freiheit erhalten bliebe. England hat Amerika verlieren können und wird auch dies verwinden können, wenn nur „die Grundverfassung des Reiches, die das Heiligtum der Nation ist" (S. 443), nicht angetastet wird. So schließt das Buch, wie es begonnen hat, mit einer uneingeschränkten Bewunderung Englands, und niemand, am wenigsten Archenholz selbst, hätte gedacht, daß aus einem solchen Lobredner eines Tages der erbittertste Ankläger werden sollte. Doch dies wird uns begreiflich werden, wenn wir die Tätigkeit Archenholzens in einem andern Zusammenhang — zur Zeit der französischen Revolution — betrachten.

Auf derselben Höhe wie Archenholz hält sich Joh. Reinhold Forster in seinem «Tableau de l'Angleterre»[2] keineswegs. Und doch wäre der berühmte Naturforscher und Geograph in der Lage gewesen, etwas Besseres zu leisten, als er getan, denn an Kenntnissen und Erfahrungen mangelte es ihm keineswegs. Elf Jahre hatte er sich in England aufgehalten, allerhand Stellungen hatte

[1] Vgl. Heinrich Sieveking: Grundzüge der neueren Wirtschaftsgeschichte vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. (Aus Meisters Grundriß.) S. 51. Er widerlegt Büsch.

[2] Tableau de l'Angleterre pour l'anné 1780, continué par l'Editeur jusqu'à l'anné 1783. (Ohne Ort.) 1783.

er bekleidet, und mit den verschiedenartigsten Kreisen war er in Berührung gekommen. Aber als er 1783, endlich Professor in Halle, daran ging, das «Tableau» anonym herauszugeben, da war es gar nicht seine Absicht, eine wissenschaftliche Tat zu tun; fast alle seine späteren Werke sind ja seiner wirtschaftlichen Notlage entsprungen, bei diesem aber hatte er noch eine besondere Absicht. Er glaubte sich — teilweise ja mit Recht — um die Belohnung seiner Weltreise mit Cook betrogen. Und der sanguinische Mann wollte sich „an den großen Bösewichtern in England rächen"[1]. Deshalb schrieb er auch anonym und versah sein Werk mit einer entstellenden Vorrede. Die Gesamtauffassung und Einzelnotizen werden also von seinen Motiven beeinflußt sein. Demgegenüber können die vielen Statistiken und trockenen Tatsachen, die er mitteilt, den Schein der Objektivität doch nicht wahren. Von seinem Reporterstil zeugt gleich das erste Kapitel. Es handelt vom König und erzählt in ziemlicher Ausführlichkeit, wie er sich kleidet, wie er frisiert ist, was für Neigungen er besonders hegt, schließlich auch wie sein Charakter und seine politische Überzeugung sind. Eine pikante Anekdote wird nicht verschwiegen: daß die Königin ihn einst bei einer Dame seines Hofes angetroffen habe: «Depuis ce temps là il est lutiné par tout par la Reine, qui ne lui permet pas de coucher à part, que peu de jours avant et pendant ses couches.» (S. 3!) So werden dann auch die Königin, die Prinzen, Herzöge und Minister abgehandelt, alles, wie es ja schon der Stoff verlangt, ohne höheren Gesichtspunkt. Schließlich kommt er auch auf die Verfassung zu sprechen und bekennt sich als Schüler Montesquieus. Theoretisch ist demnach die englische Verfassung ohne Tadel. Die tatsächlichen Verhältnisse aber beurteilt Forster nur pessimistisch. Er sieht überall nur Käuflichkeit, nur das Bestreben die königliche Macht auszudehnen «pour rendre le Roi presque aussi absolu que celui de France!» (S. 58). Deshalb hat man die siebenjährige Legislaturperiode eingeführt, deshalb sträubt man sich auch gegen eine Reform des Wahlrechts, das so recht geeignet ist, Protektion und Bestechung zu erhalten und die Freiheiten des Volks zu zer-

[1] A.D.B.

stören. Wie berechtigt diese Klagen auch sein mögen, dadurch daß Forster nur sie sprechen läßt und nicht auch anerkennt, daß trotzdem Großes geleistet wird, bieten sie nur ein Zerrbild der Wirklichkeit. Was Forster sonst etwa von der Einrichtung und Zusammensetzung des Parlaments erzählt, unterscheidet sich von den Ausführungen Wendeborns und Archenholzens vielleicht nur dadurch, daß er überall das Persönliche betont; er erzählt von den Führern der Opposition, von ihren privaten Interessen soviel wie von ihrer öffentlichen Tätigkeit. Über alles rühmt er Burke. Er nennt ihn «un de ces hommes rares dont qu'il n'y a que deux ou trois dans un siècle» (S. 76). Über die Künste, das Handwerk, die Fabriken, den Bergwerksbetrieb und die Landwirtschaft, über Heer und Flotte gibt er nur objektive Nachrichten. Zahlreiche Statistiken führt er über den Handel an; er urteilt vom Standpunkt des Merkantilismus. Die Finanzlage Englands hält er für so bedenklich, daß ein Staatsbankerott nicht ausgeschlossen sei; die Justiz leidet an der unklaren Kodifikation und dem Wuste alter Bestimmungen; von einer Anerkennung der englischen Jury ist keine Rede. Die Erziehung, von der er meint, daß sie den Zustand eines Staates am besten charakterisiere, vermag er nicht zu loben. Es ärgert ihn, daß man sich darauf versteift, die alten Ideen und Methoden beizubehalten, daß man der Jugend so viel Freiheit lasse. So müsse sie verwildern und schließlich die Sittlichkeit und den Bau des Staates und der Gesellschaft untergraben. Auch das Universitäts- und Schulwesen unterzieht er einer scharfen Kritik. Das einzig Gute daran sei, daß man nicht so pedantisch erziehe wie bei uns, daß man nicht Allgemeinkenntnisse pflege, sondern in der Spezialisierung sein Heil suche. Schlecht paßt zu alledem seine Auffassung des englischen Nationalcharakters. Nachdem er mit Hume die üblichen Bedenken gegen die Erkennbarkeit eines Nationalcharakters überhaupt geäußert hat, zählt er die Tugenden auf, wie wir sie fast überall hören: der Engländer ist natürlich und einfach, er ist höflich und gastfreundlich, die Standesunterschiede sind weniger scharf als anderswo; Stolz, Freigebigkeit, Toleranz, Kaltblütigkeit, Freude am Vergnügen, freies Denken, Tatenlust und Fleiß werden gerühmt. Kurze Abschnitte über Schottland und Irland

und ein längerer über Amerika (die Geschichte des Kriegs wird erzählt) beschließen das Werk.

Daß das Buch französisch geschrieben ist, hat sicher seine Verbreitung in Deutschland gehindert. Auch der Inhalt ist wenig geeignet, eine größere Wirkung auszuüben. Daß es eine „wohlgelungene politisch-statistische Schilderung“[1] sei, kann man nicht behaupten, wenn man es mit Archenholz und Wendeborn vergleicht. In der zeitgenössischen Literatur findet man Forsters Werk kaum erwähnt.

B. Reiseerzählungen.

Bei keinem der zeitgenössischen Englandreisenden ist es so klar ersichtlich, daß die Verehrung für englische Literatur auch den Weg nach England selbst gewiesen hat, wie bei Karl Philipp Moritz. Bei keinem andern ist auch das rein Menschliche, die persönliche Entwicklung zur Anglomanie so reizvoll zu beobachten wie bei ihm. Moritz ist ein typischer Vertreter des Sturmes und Dranges; sein „Anton Reiser“[2] gehört zu den interessantesten Zeugnissen jener Epoche. Der ungestüme Freiheitsdrang dieser Zeit konnte kaum durch irgend eine Betätigung befriedigt werden. Aber er hat — verbunden mit dem neu erwachten Naturgefühl — die Menschen hinausgetrieben aus ihrer kleinbürgerlichen Enge, Neues zu sehen und zu erleben. Goethe hieß der Wanderer. Moritz hat den Helden seines großen psychologischen Romans mit voller Absicht „Anton Reiser“ genannt. Dieser Roman, sein poetisches Hauptwerk und von den über 50 Schriften, die er verfaßt hat, die einzige von mehr als historischer Bedeutung, ist eine äußerst genaue und zuverlässige Quelle für die Geschichte seiner Jugendjahre. Sie zeigt, wie ausgeprägt der Reisetrieb schon bei dem Knaben und Jüngling war, und zeigt ferner, wie er schon frühe engere Beziehungen zu England hatte. Das war ja bei einem hannoverschen Gymnasiasten nur natürlich; aber auch seine persönlichen Schicksale haben ihn früh

[1] So ADB.

[2] Anton Reiser, ein psychologischer Roman, hrsg. von Ludwig Geiger in den „Deutschen Literaturdenkmalen des 18. und 19. Jahrh.“ Band 23. Berlin 1886.

zu englischer Sprache und englischer Kultur geführt. Als kleiner Junge lernte er einen Engländer kennen, der sich seiner annahm, als er, von allen vernachlässigt, durch den häuslichen Unfrieden seiner Eltern trübe gestimmt war, durch die pietistischen Gewissenerforschungen aber vollends mit sich selbst und mit aller Welt im Unfrieden lag. Er lernte durch die bloße Unterhaltung bald ziemlich gut englisch sprechen, was ihm zu gute gekommen ist, als er später an Privatstunden teilnahm, die sein Direktor erteilte. Obgleich er wegen seiner Armut das notwendige Lehrbuch nicht besaß, übertraf er doch die andern Schüler in der Aussprache. Seine englischen Sprachstudien setzte Reiser auch nach seiner Schülerzeit fort und verfaßte sogar (allerdings nur aus Geldnot) Schriften über englische Grammatik. Als lese- und bildungseifriger Mensch hat er natürlich auch englische Literatur frühe kennen gelernt; besonders Shakespeare ist es, der ihn anzieht. Er war eben damals das neue Erlebnis aller literarischen Deutschen; so hat z. B. Goethe in ganz ähnlichen, ebenso enthusiastischen Worten wie Moritz den Eindruck geschildert, den die erste Lektüre Shakespeares auf ihn gemacht hat[1]. Der Anton Reiser berichtet von weiterer englischer Lektüre, von den englischen Stücken auf dem Theater in Hannover und Erfurt. Geradezu eine Wendung seines Lebens bedeutet der Geburtstag der englischen Königin, die Anton Reiser in Hexametern besingt: infolge dieser Huldigung gelingt es ihm, aus seiner verachteten Stellung emporzukommen.

Seine Sprachkenntnisse kamen ihm wohl zustatten, als er im Jahre 1782 seine Reise nach England unternahm. Er war damals Konrektor am Grauen Kloster in Berlin, unzufrieden mit sich selbst und unbefriedigt über seine Stellung. Es wird wohl richtig sein, was der Fortsetzer des Anton Reiser, Klischning, sagt, daß er seine Reise unternommen habe, weil er hoffte, „daß er nach dieser ausgedehnten Reise wieder lieber in seine Einschränkung zurückkehren werde"[2]. Es war also für ihn eine

[1] In dem Aufsatz zum Shakespearetag.

[2] Nach Otto zur Linde: Einleitung zu Moritzens „Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782". Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Band 126. Berlin 1903.

Erholungs- und eine Studienreise. Warum aber hat er diese Reise auch beschrieben? War es der notwendige künstlerische Ausdruck eines Erlebnisses, oder hatte er geglaubt, die Deutschen durch den Hinweis auf England erziehen zu sollen? Auch im Anton Reiser hatte er wenigstens nebenbei pädagogisch wirken zu können gemeint. Nein, er hat seine Impressionen veröffentlicht, weil sein Gehalt ihn nicht nährte, weil er Geld brauchte. Je höher man Moritz seiner ganzen Veranlagung nach einschätzt, desto mehr wird man bedauern müssen, daß er infolge seiner kärglichen Verhältnisse so sehr zum Vielschreiber hat werden müssen und es — abgesehen vom Anton Reiser — zu keiner ausgereiften künstlerischen Leistung gebracht hat. Denn so muß man doch auch von seinen Reisebriefen urteilen, die, obwohl — oder vielleicht weil — sie sehr anmutig und kurzweilig zu lesen sind, doch sehr an Reiseschilderungen erinnern, wie man sie auch heutzutage des öfteren in Zeitungsfeuilletons lesen kann.

Die Briefform, in der die Reisebeschreibung abgefaßt ist (damals ein beliebter literarischer Brauch), mag jedenfalls zu der großen Verbreitung, die sie alsbald nach ihrem Erscheinen fand, beigetragen haben. Sicher war es aber auch die Persönlichkeit des Verfassers und die interessante Art seiner Schilderung, die diese Teilnahme hervorriefen. Philippsthal[1] meint einen Einfluß von Sternes empfindsamer Reise bemerken zu können, und Klischning sagt: „es ist eine Episode seines psychologischen Romans Anton Reiser, worin nur der veränderte Gegenstand eine kleine Änderung im Ton hervorgebracht hat."[2] Der Ton ist allerdings viel freudiger und selbstvertrauender als im Anton Reiser, und Moritz ist in seinen „Reisen" ungleich mehr dem wirklichen Leben zugewandt als dort.

Moritz blieb mehrere Wochen in London selbst und verwendete dann die zweite Hälfte seines Aufenthalts zu einem Ausflug in das Innere des Landes. Um recht viel sehen und kennen

[1] A. a. O. S. 103ff.
[2] A. a. O. S. 64ff.

zu lernen, aber auch der Billigkeit halber, geht er zu Fuß. Man hatte jedoch in England damals so wenig wie heute ein besonderes Verständnis für solche Art von Reisen; fast überall begegnet ihm unverhohlenes Mißtrauen, da man ihn für einen Landstreicher oder Bettler hält. Oft hat er die größte Mühe, ein Nachtquartier zu finden. Das kann aber seine gute Laune nicht beeinträchtigen. Wenn er von den selbstsüchtigen und schnell aburteilenden Menschen wieder fort ist, wenn er allein ist in der großartigen Natur des Landes, dann fühlt er sich glücklich, setzt sich wohl an der Straße in den Schatten einer Hecke und liest im Milton, bis die Vorübergehenden ihn wie einen Verrückten angaffen, so daß er sich ein einsameres Plätzchen aussuchen muß. Auf seiner Wanderung, die ihn bis nach Derbishire führte, tut er manchen Blick in das Leben des Landvolkes, findet auch einige Wanderkollegen und kommt sogar in eine Gesellschaft englischer Geistlicher, bei denen er während eines Biergelages leicht mit deutscher Gelehrsamkeit glänzen kann. Das Wichtigste bleibt ihm aber doch immer die Natur, die er in prächtigen Bildern zu schildern weiß. Der Höhepunkt ist die Höhle von Castleton, die einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hat, wo er sich aber leider auch den Keim zu der Krankheit geholt haben soll, an der er zu früh gestorben ist. Die Rückkehr nach London machte er teilweise in der Postkutsche, ohne daß sie ihm aber dadurch angenehmer geworden wäre.

Was ihm in London natürlich am meisten auffallen mußte, ist der ungeheure Verkehr, der damals noch mehr als heute jeden kontinentalen Europäer in Erstaunen setzte. Es scheint, daß uns England in manchen Dingen des Straßenlebens immer um einiges voraus ist und war. So wundert sich Moritz z. B. über die großartige Straßenbeleuchtung (ein deutscher Prinz, der nach London kam, meinte, man habe seinetwegen illuminiert) und über die Reklametafeln. Ein Gehweg ist für Moritz, der doch von Berlin kam, eine solche Merkwürdigkeit, daß er ihn umständlichst beschreiben muß. Eine Kopierpresse, die Moritz als etwas ganz Neues sieht, möge ein anderes Beispiel dafür sein, daß uns das industrialisierte England damals schon, und zwar noch viel mehr als heute, in Dingen des praktischen Lebens voraus war.

Es ist bemerkenswert, daß in manchen Dingen die Urteile in einem so langen Zeitraum sich fast gleich bleiben. Man darf hier auf C. Peters verweisen, der in seinem Buche: England und die Engländer (1904) die Schönheit der Menschen, aber die Häßlichkeit der Bauten erwähnt, während Moritz meint, daß die Häuser im ganzen genommen nicht so schön seien wie in Berlin, aber rühmt, daß selbst die Leute niedrigen Standes wohlgestaltet und reinlich gekleidet seien[1].

Was Moritzens Schilderungen von London einen besonderen Reiz gibt, ist die Art, wie er die Beschreibung der Sehenswürdigkeiten, allgemeine Bemerkungen, persönliche Erlebnisse, wo und wie er wohnte, mit wem er verkehrte, alles das in bunter Reihe vorführt. Er spricht von der St. Paulskirche, von der „altfränkischen" Westminsterabtei, deren Gotik ihn weniger interessierte als die zahlreichen Statuen der Dichter und Künstler, von verschiedenen Vergnügungsparks und dem dortigen Treiben, vom Theater zu Haymarket und dem Britischen Museum, wo er, „eigentlich nur die Zimmer, Glasschränke und Bücherrepositoria sehen konnte" (S. 40).

Was aber mehr als dies alles interessieren muß, sind die Ansichten, die Moritz von dem öffentlichen Leben der Politik und dem Nationalcharakter der Engländer überhaupt hat. Dabei zeigt sich, wie sehr er sich die Freiheit der Beobachtung gegenüber Wendeborn, den er ja besucht, und dessen Beiträge ihm bekannt waren, hat wahren können. Ihn unterscheidet von jenem, daß er nicht in erster Linie Tatsachen mitteilen und Urteile fällen, sondern Geschehenes erzählen will, wobei natürlich auch Urteile mit unterfließen. Moritz spricht nicht von der Institution des Parlamentes an sich, sondern er schildert die Parlamentssitzung, der er selbst angewohnt hat. Es muß wundernehmen, daß Moritz, der, wie er selbst sagt, sich sonst wenig um die politische Welt

[1] Sehr instruktiv ist hierfür auch der Aufsatz von Erich Marcks: „Im England der Elisabeth". (Männer und Zeiten. 1911.) Er baut seine Schilderungen auf Berichten deutscher Reisenden des 17. Jahrhunderts auf, und wir sehen, wie oft die Urteile über Sitten, Einrichtungen und Nationalcharakter sich gleich bleiben, oder — den Zeitumständen gemäß — nur wenig modifiziert werden.

bekümmert hat, weil es bei uns wirklich nicht der Mühe wert sei der Besuch des Parlaments allein schon für seine Reise belohnt haben würde, falls er nichts Anderes hätte sehen können. Am ersten Tage gelang es ihm zwar nicht hineinzukommen, da er keinen Abgeordneten kannte, aber nachdem er dem Diener eine "bottle of wine" bezahlt hatte, ging es auch so. Er beschreibt die Geschäftsordnung, wie sie im ganzen auch heute noch ist, er wundert sich über die Ungeniertheit der nicht-beteiligten Abgeordneten und über die Nüchternheit der Reden. Jede übliche Geste der Redner, die Art der Abstimmung, stehende Redensarten, Zurufe wie to order! oder hear him! werden aufs genaueste erzählt. Die berühmtesten Mitglieder, wie Fox, Burke, Rigby läßt er sich zeigen, beschreibt ihr Äußeres, sagt aber nichts von ihren Taten oder Ansichten. Auch den Inhalt der Debatten teilt er mit, aber es ist sicher, daß er mehr an der äußeren Form Gefallen fand als am Inhalt. Er besuchte noch öfters das Parlament und bezeugt, daß er die Unterhaltung, die er dort fand, den meisten andern Vergnügungen vorzog! Wenn ihm auch die politische Bedeutung des englischen Parlaments nicht ganz entging, so war es doch für ihn fast ein Kuriosum oder höchstens Objekt psychologischer Beobachtung. Wie hätte es bei dem vor allem ästhetisch interessierten Moritz auch anders sein sollen. In naiver Weise kommt dies zum Ausdruck bei einer Parlamentswahl, der er anwohnen konnte. Es war auch zugleich Hängetag, „und da er eins von beiden nur mit ansehen konnte, so zog er denn die Parlamentswahl vor" (S. 36). Der Kandidat Cecil Wray, von Fox vorgeschlagen, hielt eine Rede an das Volk „und obwohl der niedrigste Pöbel dabei war, redete er sie doch immer mit Gentlemen (edle Bürger!) an" (S. 37). Da treten die Bilder von Rom vor seine Seele, wo Coriolan und Julius Cäsar sprachen, und er meint, selbst wenn alles nur ein Gaukelspiel sei, so könne es doch Herz und Geist erheben. Gleich nach dieser klassischen Reminiszenz aber bringt er einen Vergleich zwischen dem damaligen England und Deutschland, der in all seiner Schärfe zeigt, wie tief er doch den Gegensatz empfand: „O lieber Freund, wenn man hier siehet, wie der geringste Karrenschieber an dem was vorgeht, seine Teilnehmung bezeigt — — — wie ein jeder

sein Gefühl zu erkennen gibt, daß er auch ein Mensch und Engländer sei so gut wie sein König und Minister, dabei wird einem doch ganz anders zu Mute, als wenn wir bei uns in Berlin die Soldaten exerzieren sehen." (S. 38.) Verschiedene Male wundert sich Moritz über die Freimütigkeit, mit der über den König gesprochen und gescholten wird, und über die Beliebtheit Friedrichs des Großen, den manche geradezu sich zum Könige wünschten. Es war eben damals die Zeit, wo Georg III., bemüht, die königliche Prärogative zu verstärken, durch den Abfall der amerikanischen Kolonie eine völlige Niederlage erhalten hatte. Übrigens erwähnen auch moderne Autoren die freimütige Kritik an der Person des Königs bei aller Achtung vor der Institution als solcher. — In der Beurteilung des englischen Nationalcharakters weicht auch Moritz kaum von den damals üblichen im ganzen wohlwollenden Ansichten ab, die besonders Freiheitssinn, Selbstbewußtsein, Tapferkeit und Vaterlandsliebe loben. Vor Überschwänglichkeiten und allgemeinen Urteilen hält er sich aber auch hier sehr zurück; selbst die englische Erziehung scheint ihm nicht ein Ideal schlechthin zu sein. Allerdings fällt ihm auf, „daß selbst die unteren Stände ihre Kinder schon früh sich selber schätzen lernen, während bei uns die Eltern vom Pöbelstande sie wieder eben zu der Sklaverei erziehen, worunter sie selber seufzen" (S. 49). Er spricht von der Einrichtung der Schule, von der natürlichen Tracht der Jugend, später auch von der Universität Oxford, und zwar fast immer in anerkennendem Sinne. Auch die Volksbildung scheint ihm auf einer sehr hohen Stufe zu stehen, lesen doch seine Wirtin und sonstige Leute niederen Standes ihren Milton und andere klassische Autoren. Von den vielen übrigen Einzelbeobachtungen über englische Sitten und das Volksleben sei nur noch die über das Theaterpublikum genannt, das ungeniert mit Apfelsinen wirft, und die über die verschiedenen Arten von Straßenräubern, welche auch damals noch, gerade wie schon zu Zeiten der Elisabeth, die Umgebung Londons unsicher machten.

Moritzens Briefe über England fanden bei dem deutschen Publikum die beste Aufnahme. Das bezeugen die nach kurzer Zeit erschienene zweite Auflage, die Übersetzung ins Englische, die Gegenschriften, die erschienen, und auch die Rezensionen, die

sich in zwei Zeitschriften finden. In den „Göttinger Gelehrten Anzeigen", 1784[1], wird das Buch kurz besprochen, der Verfasser gelobt, und nur bemängelt, daß er nicht auch die höheren Stände kennen gelernt und geschildert hat. In der „Hallischen Gelehrten Zeitung", 1784[2], erfährt das Buch eine längere Besprechung, es wird aufs wärmste empfohlen, besonders die originelle Art des Reisens wird bewundert, aber irgendwelchen selbständigen Wert scheint auch diese Kritik nicht zu haben[3].

Dem Interesse, das man Moritzens Reisen entgegenbrachte, verdanken wir auch zwei Schriften, die zwar literarisch nicht eben wertvoll sind, die aber durch ihr bloßes Erscheinen beweisen, wie große Anteilnahme man jetzt an diesem Gegenstand nahm. Denn im selben Verlag wie Moritzens Briefe erschien bald eine anonyme Schrift: „Neue Reisen eines Deutschen nach und in England im Jahre 1783"; und sie wurde gar noch auf dem Titelblatt als „ein Pendant zu des Herrn Professor Moritz Reisen"[4] bezeichnet. Der Verfasser dieser Schrift ist Büschel, ein sonst unbekannter Leipziger Schriftsteller und Regimentsquartiermeister[5]. Bemerkenswert ist, daß Klischning in der Fortsetzung zum Anton Reiser[6] die Behauptung aufstellt, dieser Büschel sei gar nie in England gewesen. Hat man auch wenig Ursache, daran zu zweifeln, so muß man doch zugeben, daß er in seinen Briefen — denn auch diese Reisebeschreibung ist in Briefen abgefaßt — wenig bringt, was nicht schon andere gesagt hätten. Am meisten hat er wohl die gründlichen Beiträge Wendeborns benutzt. Auch Büschel bringt seine Mitteilungen nicht in systematischer Form vor, auch er läßt uns miterleben, was er selbst gesehen hat. Aber welch ein Unterschied gegen Moritz! Bei diesem wirkt der Wechsel des Gegenstandes ungemein belebend auf die

[1] Band II, S. 765ff.

[2] S. 14ff.

[3] Leider fehlt in dem einzigen mir zugänglichen Exemplar der Hallischen Gelehrten Zeitung ein Blatt, so daß ein endgültiges Urteil über diese Rezension nicht gefällt werden kann.

[4] Berlin 1784.

[5] Vgl. Gödecke V, 392.

[6] A. a. O. S. 253.

Darstellung, hier bei der Nachahmung erscheint er sinnlos und gezwungen; hier ist er nichts als trockene Aufzählung. Zudem muß bei dieser Form der Beschreibung auch Geist und Charakter des Autors besonders deutlich hervortreten. Moritz ist ein künstlerisch empfindender Mensch, Büschel ein Schwätzer und, man darf es schon sagen, ein seichter Aufklärer. „England besitzt Aufklärung, dieses Idol unserer Schriftsteller, die zu verbreiten wir uns so sehr bemühen, — die zu besitzen wir uns schmeicheln und sie mit Posaunenton verkünden." (S. 51.) Statt wirklichen Gefühls gibt Büschel nur die Pose, so z. B. bei der Betrachtung einer Statue in der Westminsterabtei: „Kaum kann man sich enthalten, diesem Mann eine Träne zu weihen" (S. 99). Es diene zur weiteren Charakterisierung dieses Buches, daß Büschel seinen Lesern, wenngleich in moralischer Verkleidung, über Londoner Bordellverhältnisse, über Lues und Quacksalbereien ausführlich berichtet. Es war eben ein Buch, das rein aus buchhändlerischen Gründen auf den Markt geworfen, nur eine Spekulation auf die gemeine Sensation war. Es bestand ein Interesse für England, Moritzens Briefe wurden sehr viel gelesen, so mußte auch gleich die Konjunktur ausgenutzt werden. Eine offenbare Hast in der Abfassung erklärt auch die vielen Ungenauigkeiten und Übertreibungen, die sich bei Büschel finden, und die man oft genug auf einfache Notizen bei Wendeborn, Moritz u. a. zurückführen kann. In der Vorliebe für England geht Büschel viel weiter als die meisten andern Autoren. Er nennt es ein Land, dessen bloßer Name uns Deutschen, denen immer das näher am Herzen liegt, was fern und fremd ist ..... eine Musik ist" (S. 9). Aber obgleich er die so weit verbreitete Anglomanie verurteilt als aufdringliche Neigung für ein Volk, das uns nicht schätzt, nicht liebt, ja nicht einmal kennt, ist er selbst im höchsten Maße davon befangen. Daß England allein Aufklärung und somit religiöse Toleranz besitzt, wurde schon erwähnt, ja er geht sogar so weit zu behaupten, „daß jeder Engländer, keine Classe, keinen Stand, kein Geschlecht ausgenommen, in seiner Art ein Denker ist" (S. 46). Als Schattenseite erwähnt er eigentlich nur das Strafrecht. Die Todesstrafe habe trotz ihrer sinnlos häufigen Anwendung doch nur das Gegenteil bewirkt. Die Abschreckungstheorie habe gänz-

lich versagt. Man verhänge nicht gleich bei jedem Diebstahl die Todesstrafe, aber wenn es einmal nötig ist, so verschärfe man sie durch Infamierung. Denn auch Büschel berichtet, daß das Hängen eines Angehörigen für die Familie so wenig beschämend sei, daß gewöhnlich die Verwandten des Delinquenten an den Beinen ziehen, um ihm die Qual zu verkürzen.

Für die sozialen Verhältnisse hat auch Büschel wenig Interesse. Er bemerkt gelegentlich, daß es dem Mittelstand infolge des Blühens der Gewerbe gut geht, für „eine ausgemachte Wahrheit" hält er es, daß in den größten und reichsten Städten die größte Armut herrsche. Gleich Moritz hat auch er eine Landpartie gemacht, allerdings im Wagen. Hierbei hatte er Gelegenheit, die Lage der Bauern, d. h. dort der Pächter kennen zu lernen. Sie sind „glückliche Sterbliche", denen es im allgemeinen vortrefflich geht, was, abgesehen von der insularen Lage, die den Krieg fernhält, daher kommt, daß Leibeigenschaft und Frondienste hier unbekannt sind, „zwei Wörter, meint er, die man aus allen Sprachen vertilgen sollte" (S. 243).

Von der englischen Verfassung hat Büschel die höchste Vorstellung. Sie ist ihm unstreitig das Meisterstück aller Regierungsformen. In der Ausführung des einzelnen bietet er aber wenig Originelles. So sehr erscheint ihm alles aufs beste geordnet, so gut alle Gewalten gegeneinander abgewogen. Es fehlt dieser Verfassung nur eines, das ist, daß sie auch befolgt werde. Aber leider zeigt sich, daß die Wirklichkeit dieses schöne Bild entstellt, daß neben Aufopferung auch Habsucht und Ehrgeiz, neben Patriotismus auch Bestechlichkeit und Faktionengeist ihr Spiel treiben. Das Wahlrecht und besonders das städtische Wahlrecht hält er für die schlimmste Entstellung der Konstitution. Schmeichelei und Stimmenkauf seien ganz gewöhnlich. Diesen Mißstand: Ungerechtes Wahlrecht, rügen fast alle deutschen Autoren, weniger wohl aus eigener Sachkenntnis, als deshalb, weil er auch in England gerade damals aufs lebhafteste debattiert wurde. Stellte doch Pitt schon 1782 den Antrag auf Wahlreform, der dann infolge der französischen Revolution und der Kriegsjahre erst 50 Jahre später zur Ausführung gelangte.

Noch viel minderwertiger als Büschel ist die Schrift eines Anonymus, die sich betitelt: „Anmerkungen und Erinnerungen über Herrn Professor Moritzens Briefe aus England.“[1] Durch eine scharfsinnige Untersuchung hat Albert Leitzmann[2] ermittelt, daß der Verfasser der Pastor Lehzen an der Marktkirche zu Hannover, also Landsmann Moritzens, gewesen ist. Was Lehzen bietet, sind nur ganz geringe Verbesserungen im einzelnen, teilweise sogar, wie Leitzmann sagt, Schlimmbesserungen. Lehzen ist gegen die meisten Reisebeschreibungen skeptisch, weil sie Ungenaues oder Falsches berichten. Moritz im besonderen kann er nicht loben, weil er viel zu persönlich schreibt. „Was fragen Leute, die ich weiter nichts angehe, darnach, wo ich heute oder gestern gewesen bin,“ meint er (S. 5). — Auch Lehzen spricht, ganz offenbar mit Mißfallen, von dem großen Erfolg, den Moritzens Buch gehabt hat, und den er ihm, „wahrlich nicht würde versprochen haben“ (S. 5). Am meisten tadelt er seine englische Aussprache auch an Hand der von Moritz verfaßten Grammatik und zwar, nach Philippsthal, anscheinend mit Recht. Übrigens scheint auch Lehzen von englischen Verhältnissen etwas gewußt zu haben; wenigstens hat es sehr viel für sich, wenn er Moritzens Mißgeschick auf seiner Fußwanderung dadurch erklärt, daß jener es versäumt habe, sich wie ein Engländer zu kleiden, und daher bei dem engen Horizont der Landbewohner entweder für einen Franzosen oder für einen ebenso unbeliebten Holländer gehalten wurde.

Auch dieses kleine Büchlein, bei dem öfters der Mangel an Material durch Schwätzereien aller Art ersetzt ist, macht den Eindruck, daß es nur geschrieben wurde, um die Konjunktur der weit verbreiteten Anglomanie auszunützen.

Ein kleineres Werk eines sonst unbekannten Autors hat Archenholz herausgegeben, die „Briefe zur Charakteristik von England gehörig; geschrieben auf einer Reise im Jahre 1784 von Heinrich von Watzdorf.“[3] In seiner empfehlenden Vorrede

[1] Göttingen 1785.

[2] Zeitschrift für Deutsche Philologie, Band 36. S. 423—427.

[3] Leipzig 1786.

bemerkt Archenholz, daß er das Buch deshalb herausgebe, weil der Autor in vielen Dingen mit dem übereinstimme, was er bereits in seinem Werke „England und Italien" gesagt habe. Watzdorf scheint wirklich in seinem Urteil stark von Archenholz beeinflußt zu sein, wenn ihm auch bei der persönlichen Art, in der er schreibt, eine gewisse Selbständigkeit nicht abzusprechen ist. Nach der äußeren Anlage und dem Stil der Erzählung hat Watzdorf manche Ähnlichkeit mit Karl Philipp Moritz, den allerdings auch er weder an Lebhaftigkeit der Darstellung noch an Tiefe der Empfindung erreicht. Auch ist er viel mehr geneigt, seine Einzelbeobachtungen zu verallgemeinern und allgemeine Werturteile zu fällen. Auch Watzdorf hat, wie Moritz, eine Reise über Land gemacht; allerdings reiste er weit praktischer und unpoetischer, fuhr im Wagen und stieg nirgends ohne Empfehlungsbrief ab. Er scheint eine konziliante Natur gewesen zu sein, dem sich leicht aller Herzen erschlossen. So kann er nicht begreifen, „woher die Engländer den Namen eines schwermütigen, milzsüchtigen Volkes haben, den man ihnen in andern Ländern so freigebig beilegt" (S. 93). Ihm sind sie immer freundlich entgegen gekommen, wozu offenbar beitrug, daß er es durchaus vermied, als „Frenchman" angesehen zu werden. Die Höflichkeit der Engländer lobt er über alles und setzt sie, gleich Archenholz, in Gegensatz zur französischen. Er tadelt seine Landsleute, „die zu einer Mittagsmahlzeit viermal dringend eingeladen sein wollen" (S. 156), wozu allerdings der Engländer keine Lust habe. Als besonderen Vorzug des englischen Nationalcharakters rühmt auch er, daß der Unterschied der Stände viel geringer sei als in Deutschland, daß ein viel natürlicherer Ton im Verkehr zwischen ihnen herrsche; dies mache den Ton des gesellschaftlichen Lebens dort angenehmer als bei uns. Die Selbstdisziplin des Engländers bei großen Massenveranstaltungen ist ihm für Deutschland geradezu vorbildlich. „Alles ist durcheinander, und was manchem bei uns kaum glaublich vorkommen würde, alles ist vergnügt, ruhig und ordentlich, ohne Grenadiers mit aufgepflanzten Bajonetten" (S. 43). Was Watzdorf sonst von den Nationaleigenschaften, und das sind fast nur Nationaltugenden, der Engländer sagt, deckt sich zum größ-

ten Teil mit dem, was auch die andern Reisenden seiner Zeit berichten; eine besonders charakteristische Note weiß er dabei seinen Ausführungen nicht zu geben.

Natürlich ist Watzdorf auch im Parlament gewesen. Er beschreibt seine Erlebnisse in ähnlicher Weise wie Moritz, er schildert ausführlich, wenn auch nicht so anschaulich wie dieser, die äußere Einrichtung, die Geschäftsordnung, das Benehmen der Abgeordneten und das Aussehen der vornehmsten Parteiführer. Über die Konstitution als solche sagt er an dieser Stelle nichts, dagegen knüpft er an die Beobachtung, daß mehrere Knaben von ihren Vätern mit ins Parlament genommen wurden, Bemerkungen allgemeiner Art: „Unstreitig muß dies auf die Denkungsart eines jungen Engländers, welcher vermöge seiner Geburt gegründete Hoffnung hat, auch einst hier eine Rolle zu spielen, großen Einfluß haben; es ist beinahe unmöglich, daß er, dessen Herz schon durch die allgemeinen Grundsätze von Vaterlandsliebe, die auch dem geringsten Briten anhängt, belebt ist, nicht durch diese Beispiele angefeuert werden sollte" (S. 87). Er verteidigt diese seine Meinung gegen den möglichen Einwurf, daß Parteigeist oder gar Bestechung die wahren Motive seien: „der Jüngling glaubt immer, daß er bloß durch Patriotismus und Freiheitsliebe getrieben werde und insofern hat die Sache ihren großen Nutzen" (ebenda). Also die pädagogische Wirkung der Konstitution auf den einzelnen wird hier betont, ganz im Sinne des damaligen Individualismus, und Watzdorf bedauert, daß das bloß in England möglich sei, bei uns aber nichts helfen könne: Daß die Verfassung der Faktor ist, der alle öffentliche Verhältnisse, ja sogar die allgemeine Lebensart und den Nationalcharakter bestimmt, das stand für Watzdorf ganz fest. Er vergleicht England mit Frankreich, und indem er an die bekannte Erzählung Voltaires, wonach Ludwig XIV. im Jagdkostüm dem Pariser Parlament Befehle erteilt habe, anknüpft, meint er: „wen soll man am meisten bedauern?, das unglückliche Volk, dessen Repräsentanten von ihrem Gesalbten wie eine Kuppel Jagdhunde behandelt werden, den Monarchen, der sich so sehr vergißt, oder den Autor der solches elendes Zeug zum Markte bringt?" (S. 146). Und nachdem er auf den Unterschied zwischen einem französischen

und englischen Parlament hingewiesen hat, fährt er fort: „die englische Konstitution ist, bei allen ihren Fehlern, immer eine gute Art von einer Konstitution — sie verteidigt wenigstens die Rechte der Menschheit.“ Die Konstitution, die also nach Watzdorfs bestimmter Meinung die freien gesellschaftlichen Zustände, die freie Denkweise und Lebensart der Engländer schafft, nimmt er daher auch in Schutz gegen den Einwand des Adressaten, seines Bruders, daß die Grenzen der Freiheit überschritten werden könnten. Er räumt zwar ein, daß große Revolutionen und Aufruhr besonders häufig in Staaten mit freier Verfassung seien, aber gerade in England seien diese in letzter Zeit äußerst selten geworden; und gegen den weiteren Zweifel seines Bruders wegen schottischer Unruhen in jüngster Zeit, wegen des Gordonschen Tumults und des Abfalls von Amerika, erörtert dann Watzdorf diese Fälle und führt sie auf ihre wahren Ursachen zurück. Gerade die Einwände, die Watzdorf seinem offenbar stark konservativ gesinnten Bruder machen läßt, sind höchst charakteristisch. Sie zeigen uns das Gegenbild der weit verbreiteten Anglomanie: daß in England Freiheit herrsche, haben auch diese Leute nicht bezweifelt, sondern nur befürchtet, daß sie zur Anarchie ausarte; der Gordonische Tumult, die Wilkesschen Unruhen und offenbar auch der revolutionäre Ursprung des jetzigen Staatswesens haben in ihnen diese Meinung erzeugt. Darin aber sind sie den Anglomanen gleich, daß ihnen der Blick für die konservativen Kräfte des englischen Staatswesens gefehlt hat. Das konnte erst eine spätere, politisch gereiftere Generation erkennen. Watzdorf selbst sieht, wie fast alle, die im Lande waren, in dem Maß der Freiheit nichts Bedrohendes; alle seine Ausführungen zeugen von unverholener Sympathie; mehrfach bemerkt er, daß er diese erst während des Aufenthaltes im Lande selbst gewonnen habe.

Wann J. G. Büsch[1], der bekannte Nationalökonom, in England gewesen ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen.

[1] S. o. S. 14. — Nölting. J. G. Büsch 1801 enthält nur eine laudatio funebris.

Seine „Bemerkungen auf einer Reise durch einen Teil der Vereinigten Niederlande und Englands"[1] erschienen zwar erst 1786, aber er muß bereits vor 1780 drüben gewesen sein, wie aus der Vorrede zu seiner Abhandlung über den Geldumlauf hervorgeht. Die Gründe, die ihn hinführten, waren eigentlich zufälliger Natur. Er war gerade auf einer Vergnügungs- und Studienreise in Holland, und plötzlich kam ihm der Gedanke, nach England hinüberzufahren; er fand es für besser, „mit Verwendung von etwas Zeit zwei Länder als nur eines zu sehen" (S. 8). Mancherlei persönliche Beziehung, die er von seiner Handlungsakademie her hatte, mögen ihn wohl auch dazu bewogen haben.

Nach den Anforderungen, die Büsch selbst an eine gute Reisebeschreibung stellt, sollte man von ihm etwas Bedeutenderes erwarten, als er wirklich zu geben vermag. Büsch verspricht, weniger persönliche Erlebnisse als allgemein brauchbare Tatsachen mitzuteilen, aber er hält sein Versprechen nicht immer. Mit ziemlicher Geschwätzigkeit werden viele seiner Reiseschicksale erzählt; der trockene Ton aber und die etwas spießbürgerliche Gesinnung, mit der er alles vorträgt, lassen keine große Freude darüber aufkommen. Büsch hat sich ja gewiß als Organisator der Handlungsakademie und der patriotischen Gesellschaft sowie auch als Wissenschaftler große Verdienste erworben[2], aber das Kleinliche und Beschränkte, von dem Sieveking spricht, wird doch in seiner Reisebeschreibung besonders störend bemerkbar. Überall verfolgt er den Standpunkt der Nützlichkeit, überall will er etwas lernen; eine Reise, wie sie Moritz gemacht hat, ist ihm völlig unbegreiflich. Er hat seinen ganz bestimmten Interessenkreis, dem auch die meisten seiner Bemerkungen gelten, das ist der Handel, die Industrie und die Verkehrsverhältnisse; darüber geht er selten hinaus. Hier liegt denn auch seine Hauptstärke; er macht über das Geld und Münzwesen Anmerkungen, die manche Gedanken seiner Abhandlung über den Geldumlauf schon vorwegnehmen. Er spricht von der Blüte der Technik, in Bir-

[1] Neue Sammlungen von Reisebeschreibungen. 8. Teil. Hamburg 1786.

[2] Vgl. H. Sieveking: J. G. Büsch und seine Lehre vom Geldumlauf. Schmollers Jahrbuch 1904. N. F. 28, S. 77ff.; 559ff.

mingham und Liverpool hat er sich aufgehalten, er erzählt von der Wattschen Feuermaschine, von den neuesten Verbesserungen der Spinnmaschinen, von den Kanälen usw. Daß Moritz so schnell durch Birmingham gegangen ist, tadelt er und meint, wen menschlicher Fleiß einigermaßen interessierte, den freue es auch im innersten der Seele zu sehen, was derselbe zum Wohl der fleißigen Menschen wirke, zu sehen, daß ihnen der Fleiß Nahrung und Wohlstand gibt. Von den Schattenseiten der industriellen Entwicklung bemerkt er natürlich noch nichts; ihn freut vor allem der „mechanische Geist" (S. 119), der die englische Nation auszeichnet, und er stellt Betrachtungen darüber an, wie die Wissenschaft und die Manufakturen sich wechselweise befruchtet haben.

Vom englischen Nationalcharakter weiß Büsch nur wenig zu sagen, und was er sagt, ist fast nur Ungünstiges. Daß man nur schwer in Familien Eingang finden kann, hat ihn nicht wenig betrübt. Er findet den Engländer steif und verschlossen. Die Sitte, daß in Gesellschaft die Damen sich nach Tisch zurückziehen, veranlaßt ihn zu der sonst von keinem Reisenden geteilten Ansicht, daß „der Britte überhaupt wenig Erfahrung von häuslichen Freuden hat" (S. 106). Auch mit seinem Urteil, daß in England das Volk gegen Geld- und Geburtsadel ebenso devot sei wie anderswo, dürfte Büsch in seiner Zeit völlig allein stehen. Von der englischen Freiheit weiß er wenig zu rühmen. Er schildert das Räuberunwesen in grellen Farben, tadelt, daß man nichts dagegen unternommen habe, und meint: „wahrhaftig eine schöne Freiheit, die denn doch nur dem Auswurf der Einwohner — — zu gute kommt und wofür die besseren Menschen oft so teuer büßen müssen" (S. 167). Dieses Urteil ist übrigens ersichtlich von der Angst beeinflußt, die Büsch, wie er selbst erzählt, während einer Reise ausgestanden hat. Von der englischen Freiheit spricht er sonst nur noch, wo er etwas zu tadeln hat, z. B. das „Pressen". Als er einmal einen Mißstand im Kirchenwesen bespricht, ruft er emphatisch aus: „Und das läßt sich der freie Engländer nun seit mehr als 200 Jahren gefallen!" (S. 212.)

Vom sozialen Leben, von politischen Einrichtungen, von der Öffentlichkeit und der Presse hören wir bei Büsch nichts, und wir

müßten die Bedeutung dieser Reise sehr gering einschätzen, wenn er nicht selber gesagt hätte, was sie ihm bedeutete. In der Vorrede zu seiner Abhandlung von dem Geldumlauf[1] bekennt er nämlich, daß gerade Reisen in hervorragende Industrieländer und die Erfahrungen, die er dabei hat sammeln können, ihm den Mut gegeben haben, an seine Arbeit zu gehen. Ein so nüchterner Mann, wie Büsch es war, konnte in einer Beschreibung seiner Reise nicht sein Bestes geben. Aber daß seine nationalökonomische Hauptarbeit, für seine Zeit doch, wie Sieveking zeigt, eine hervorragende wissenschaftliche Leistung, durch diese Reise so wesentlich gefördert wurde, gibt doch auch ihr eine größere Bedeutung.

Sophie von La Roche, die Jugendgeliebte Wielands und Freundin Goethes, die erste Unterhaltungsschriftstellerin in der deutschen Literatur, war literarisch ganz in englischer Schule aufgewachsen. Richardsons Romane hatten tiefsten Einfluß auf sie ausgeübt. Eine wahrhafte Anglomanie zeigt sich bereits in der Geschichte des Fräuleins von Sternheim (1771), wo sie die Heldin sagen läßt: „Da ich nicht so glücklich war, eine Griechin der alten Zeit zu sein, werde ich mich bemühen, wenigstens eine der besten Engländerinnen zu werden."[2] La Roche verehrte aber nicht nur die englische Literatur aufs höchste, sie kannte auch die englische Geschichte genau, als sie in ihrem 56. Lebensjahre ihre Reise nach dem Land unternahm, „nach welchem ihre ganze Seele begierig war" (S. 90). Ihre Reisebegleiter waren ihr Sohn und ihre Freundin Freiin von Erthal. Ihr Tagebuch[3] führt seine Namen mit Recht, denn sie hat wirklich tagtäglich mit größter Genauigkeit Buch geführt und bringt es daher fertig, über ihre

[1] J. G. Büsch: Sämtliche Schriften. Wien 1810. Band 9, S. XXXIII.

[2] Nach Koch: Literaturgesch. S. 211. — Solche Stellen hatte wohl Pfeffel im Auge, der sie in einem Brief erinnerte, doch ihr Deutschtum nicht zu vergessen, und sie ermahnt, daß es gerade ihre Aufgabe, als einer vielgelesenen und einflußreichen Schriftstellerin sei, gegenüber der Gallomanie und Anglomanie den Mädchen deutsche Ideale vor Augen zu stellen! Vgl. R. Hassencamp: Aus dem Nachlaß der S. v. La Roche. Euphorion 1898.

[3] Tagebuch einer Reise durch Holland und England von der Verfasserin von Rosaliens Briefe. Offenbach 1788.

zehnwöchentliche Reise mehr als 700 Seiten zu schreiben. Sie weiß wohl, daß Wendeborn und Moritz, Archenholz und Watzdorf bessere Beschreibungen geliefert haben, glaubt ihr umfangreiches Werk aber dadurch rechtfertigen zu können, daß sie erklärt, „keine andere Prätentionen gehabt zu haben, als daß sie bei dem Erzählen dessen, was sie sah und dachte, ihren Töchtern eine kleine Unterhaltung, sich aber eine Erneuerung angenehmer Tage verschaffen wollte" (S. 248).

Sentimentalität und Aufklärung bezeichnen ihr geistiges Wesen überhaupt und ihre Reisebriefe im besonderen. Immer ist sie gerührt, sei es über die Großartigkeit der Natur, über die Einrichtung der Findelhäuser oder über die Güte der Königin. Aufklärung möchte sie überall verbreiten, Aufklärung ist der Maßstab, mit dem sie alle Verhältnisse mißt. Und welches Land wäre aufgeklärter als England, „wo die größte Freiheit des Denkens, des Glaubens und der Sitten herrscht?" (S. 208). Nirgends ist die Bildung selbst unter dem gemeinen Volk verbreiteter als in England, wo jedermann seine Zeitung liest, durch die die moralischen Ideen so sehr verbreitet werden. „So ist nicht Vorurteil, sondern gewiß reine Wahrheit in dem Ausspruch, daß der Brite für das Edle geboren ist" (S. 270). Als Vorzüge des englischen Nationalcharakters rühmt auch sie das Zurücktreten der Standesunterschiede, die wahre Höflichkeit, den gesetzlichen und charitativen Sinn u. a. m. Aber trotz aller Begeisterung hebt sie doch auch Schattenseiten hervor. Dabei läßt sie sich allerdings meist vom Gefühl und von Stimmungen leiten. Während sie sich von Highwaymen bedroht glaubt, stellt sie „unmutvolle Betrachtungen an über die Unvollkommenheit der englischen Gesetze, des Charakters und der Erziehung" (S. 477). Als sie sich im Tower der historischen Ereignisse erinnert, „da schauert sie vor dem Genius von England" (S. 282). Aber das sind nur vorübergehende Stimmungen, die ihr Gesamturteil nicht beeinträchtigen können. Daß in England politische Freiheit herrsche, war natürlich auch für Sophie von La Roche selbstverständlich, die Preßfreiheit verhindert den Mißbrauch der Gewalt, die Konstitution, die „das unbändige Wesen der Volksfreiheit" (S. 657) in seinen Grenzen hält, ist der idealste Ausgleich zwischen

Krone und Volk, der auch wieder auf den Nationalcharakter und das Wirtschaftsleben günstig zurückwirkt. Sie schreibt es „dem der Monarchie verwebten republikanischen Geiste" (S. 202) zu, daß die Glücksgüter in England gleichmäßiger verteilt seien als anderswo, daß die soziale Trennung weniger scharf sei, und schließlich hält sie auch die freie Kritik, wie sie mit einem solchen Staatswesen notwendig verbunden sei, für sittlich viel höher stehend als die heimliche Kritik und bittere Klagen, wie sie in andern Staaten herrschen. Der König ist so glücklich, nur Gutes tun zu brauchen, das Volk so frei, sich selbst Gesetze geben zu können!

Bezeichnend für ihre sentimentale Betrachtungsweise auch in politischen Dingen ist ihre leidenschaftliche Teilnahme für Warren Hastings, dessen persönliche Bekanntschaft sie hat machen können und dessen Liebenswürdigkeit sie besonders rühmt. Sie kann kaum begreifen, daß man gegen einen solchen Mann einen Prozeß anstrengen konnte und doch hat sie an anderer Stelle das Ausbeutungssystem der Engländer mit den schärfsten Worten verurteilt! Bezeichnend sind auch die Betrachtungen, die sie während eines Besuches im — leeren — Parlamentsgebäude anstellt. Sie läßt sich die Stelle zeigen, wo Pitt zum letztenmal geredet hat, sie denkt, „wie oft das Herz des besten Königs auf dem Throne, den sie vor sich sieht, mit Sorgen klopft und gepreßt ist", und als sie die „Simplizität der beiden, man kann sagen der ganzen bekannten Welt so wichtigen Zimmer sieht, wird sie gerührt" (S. 267). Recht interessant ist ihre Unterredung mit Gordon, dem sie in aller Offenheit vorwirft, unsägliches Elend verursacht zu haben; sie charakterisiert aber damit weniger ihre politische Überzeugung als ihr lebhaftes Temperament. Auch quantitativ tritt das Politische in ihren Tagebüchern nicht gerade bedeutend hervor. Es sind eben ihre Berichte feuilletonistische Plaudereien einer Dame, die angenehm unterhalten, vielleicht auch die Stimmung für England vermehren konnten, aber nur wenig geeignet waren, politisches Denken anzuregen. Das wäre ja auch bei einer Frau, besonders im 18. Jahrhundert, sehr zu verwundern. Ihr lag es mehr an, über Neuigkeiten in der Mode und von den Auslagen in den Schaufenstern zu erzählen

und auch moralische Lehren zu erteilen. Indes kann man ihr keineswegs Einseitigkeit und Pedanterie vorwerfen. Mit der ganzen Bildung ihrer Zeit ausgestattet, und von der lebhaftesten Teilnahme für alles, was sich ihr darbot, erfüllt, weiß sie doch in manchen Abschnitten ein farbenprächtiges Bild des damaligen England zu geben. Ihre „Virtuosität im Bekanntschaftschließen“[1] kam auch ihrem Tagebuch zugut, denn die Berichte über Gordon, Cagliostro, Reinhold Forster, Herschel, Warren Hastings, den König und die Königin tragen nicht wenig dazu bei, das allzu lang geratene Werk etwas lesbarer zu machen.

C. Einzelbemerkungen und politische Aufsätze.

Gerade die Reisenden, deren Urteile uns vom historisch-politischen Standpunkt aus am meisten interessieren, Stein, Hardenberg und Brandes, haben uns keinen Bericht über die Eindrücke übermittelt, die sie in England empfangen haben; und wir müssen das — wenigstens bei Stein und Brandes — um so mehr bedauern, als wir aus andern Zeugnissen vermuten können, daß ohne Zweifel ihr politisches Denken durch ihre Englandreise beeinflußt worden ist.

Hardenberg ist als hannoverscher Staatsmann nach England gekommen. Er erstrebte 1772 eine Ministerstelle; trotz seiner anerkannten Fähigkeiten wollte ihm dies aber vorerst nicht gelingen; der König ließ ihm vielmehr sagen, er möge sich noch durch Reisen weiter ausbilden und auch England besuchen. So unternahm er mit einem Freunde, dem Lieutenant von Freytag, eine größere Reise, die ihn nach Süddeutschland, nach Holland und schließlich nach England führte. Aus dem Reisetagebuch, das sich unter seinen Papieren fand, hat Ranke einiges mitgeteilt[2]; aber gerade für England werden die Notizen sehr dürftig. Ranke sagt, diese Partien ließen sich an Interesse mit den früheren

[1] Erich Schmidt in dem Artikel der A. D. B.

[2] Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, hrsg. v. L. v. Ranke. Lpzg. 1877.

(über Holland und Süddeutschland) nicht vergleichen. Wir erfahren, daß er „in einer vorzugsweise dem englischen Wesen geneigten Stimmung" (S. 30) war, aber Einzelheiten über seine Erlebnisse werden nicht mitgeteilt. Ranke selbst schätzt die Bedeutung dieser Reise nicht gering ein; „Aus dem engen Beamtentum kam er in eine universale Berührung mit dem Zustand der Zeit" (S. 38). Eine zweite Reise unternahm Hardenberg 1781 in dem ausgesprochenen Bestreben, die Stelle des hannoverschen Ministerresidenten in London zu erhalten. Aber das Liebesverhältnis, das der junge Prinz von Wales mit seiner Frau anknüpfte, machte ihn in London bald unmöglich — die Zeitungen brachten satirische Artikel — und es wurde für ihn sogar der Grund, aus dem hannoverschen Staatsdienst ganz auszuscheiden. Auch über diesen zweiten Aufenthalt können genauere Angaben nicht gemacht werden; ob Hardenberg politische Anregungen in England empfangen hat, und welcher Art sie etwa waren, kann demnach nicht ermittelt werden. Indes ist dies für ihn vielleicht nicht einmal so wichtig, denn er fühlte sich wohl doch mehr zum französischen Geiste hingezogen, und in seinen späteren Reformen hat er sich mehr Frankreich als England zum Muster genommen.

Anders der Freiherr von Stein, der in vielen Seiten seines Denkens und seines Charakters dem englischen Wesen kongenial genannt werden muß. Um so mehr ist zu bedauern, daß man von seiner Reise so wenig Kenntnisse hat. Max Lehmann[1] weiß von dem siebenmonatlichen Aufenthalt kaum eine Seite zu berichten. Und dabei wäre sicher von dieser Reise manche Aufhellung für die spätere Tätigkeit Steins zu erwarten. Freilich, die Streitfrage, ob Stein in seinen Reformen französischen Anregungen folgte, oder nicht, könnte durch einige Zeugnisse, die ihn in den 80er Jahren als Anhänger des englischen Systems zeigen, nicht endgültig gelöst werden; aber genauere Kenntnisse über diese Zeit müßten doch für die Entwicklungsgeschichte seines politischen Denkens von nicht geringer Bedeutung sein. Stein war bereits jener Epoche entwachsen, in der er für republikanische

[1] Max Lehmann: Freiherr von Stein I. Lpzg. 1902.

Formen schwärmte; er hatte in Göttingen studiert, sich besonders mit englischer Geschichte beschäftigt, politische und nationalökonomische Werke über England gelesen und „überhaupt durch den vertrauten Umgang mit mehreren jungen gleichgesinnten Männern wie Rehberg, Brandes seine Vorliebe für dieses Volk befestigt[1]. Die Reise aber, die Stein vom November 1786 bis August 1787 unternahm[2], war keine politische Studienreise, sondern eine „technologische". Es unterstanden ihm als Oberbergrat das Bergwesen und die Fabriken Westfalens, und er hoffte von dem hochentwickelten englischen Berg- und Hüttenwesen für seine heimischen Verhältnisse zu lernen. Deshalb nahm an der Reise auch ein Obersteiger teil. Ferner war sein Freund Fr. W. von Reden, mit dem er schon mehrere Reisen unternommen hatte, sein Begleiter, vielleicht sogar der Anreger zu dieser Reise[3]. Übrigens legt Lehmann Wert darauf, daß Steins Reise erst durch die Änderung der preußischen Politik seit dem Tode Friedrichs des Großen, durch die erneute Hinwendung zu England ermöglicht worden sei. Man darf dies wohl bezweifeln, wenn man bedenkt, daß sie doch nur technischen Zwecken diente, und daß auch Reden und andere Bergwerksbeamte früher schon in England gewesen waren[4]. Außerdem wissen wir[5], daß Friedrich der Große junge Leute zum Zweck landwirtschaftlicher Verbesserungen auf Studienreisen nach England geschickt hat. Mochte der König auch politisch nach dem siebenjährigen Kriege schlecht auf die Engländer zu sprechen gewesen sein, wo sich ihm wirt-

---

[1] Lebenserinnerungen von Karl Freiherr von Stein. Hagen 1901, S. 8.

[2] Lehmann bezweifelt sogar diese Angabe der Selbstbiographie, a. a. O. S. 84.

[3] Denn er, ein hervorragender Fachmann im Berg- und Hüttenwesen, hatte schon früher technische Studienreisen nach England gemacht; seine Kenntnisse hatte er in Oberschlesien mit glänzendem Erfolg verwertet. Jetzt, 1786, hatte er — „eine für die Kulturgeschichte unseres Landes hochbedeutsame Tat" — die Bestellung einer englischen Dampfmaschine durchgesetzt und er reiste nach England, um sie zu beschaffen. (Vgl. A. D. B. und Zeitschrift für Berg-Hütten- und Salinenwesen. Band I.)

[4] Vgl. Zeitschrift für das Berg-Hütten- und Salinenwesen. Band I, S. 208.

[5] S. o. S. 5.

schaftliche Vorteile boten, dachte er gewiß völlig vorurteilslos. Selbstverständlich ist es allerdings, daß ein Mann wie Stein die Gelegenheit wahrnahm, sich auf allen Gebieten des Staats- und Verwaltungslebens umzusehen, und wenn ihm wirklich bei seiner späteren Tätigkeit „das Vorbild Englands vor Augen schwebte“[1], so hat sicher seine englische Reise auch hierin fruchtbringend nachgewirkt.

Über die Lebensumstände des bedeutenden Publizisten Ernst Brandes (1758—1810) erfahren wir leider nur wenig[2]. Wir wissen, daß Brandes in einem Hause aufgewachsen ist, wo man ebensoviel englisch und französisch sprach wie deutsch, daß schon sein Vater Georg Friedrich Brandes, eine um die Universität Göttingen verdienter Mann, in England gewesen ist und in politisch einflußreichen Kreisen verkehrt hat. Ernst, sein Sohn, erfuhr als Knabe bereits englischen Einfluß, da während und nach dem siebenjährigen Krieg Engländer im Hause seines Vaters weilten. Er studierte in Göttingen, reiste 1780—81 in Deutschland und Frankreich und 1784—85 in England.

Außer seinen politischen Schriften verfaßte er mehrere andere über das Theater und über Volkserziehung. Im hannoverschen Staatsdienst hatte Brandes es zum Geheimen Kabinetts-Sekretär gebracht; sein besonderes Gebiet war die Verwaltung der Universität Göttingen. Auch über die näheren Umstände seiner Reise sind wir schlecht unterrichtet. Was uns aber vor allem interessiert, ist, daß er mit Burke persönlich befreundet wurde, daß dieser Brandes sehr hoch schätzte, und daß

[1] So z. B. Otto Hintze: Geist und Epochen der preußischen Geschichte in den „Hist. und politischen Aufsätzen.“

[2] Vgl. Deutsche Literaturzeitung 1810, Nr. 173, 174 und 175 und Allgemeine Literatur-Zeitung 23; 29; 30. Juni 1810. (Darnach die Artikel bei Ersch und Gruber und A. D. B.) Außerdem die Gedächtnisrede seines Schwagers, des Philologen Heyne in der Göttinger Akademie der Wissenschaften: Comment. Soc. Scient. Gott. Recentiores. Vol. I. Vgl. ferner über ihn: Ztschrift. für Geschichte und Politik. 1888. S. 787ff. Über die Beziehungen von Ernst Brandes zu Burke, siehe die Abhandlung von Frieda Braune, Edmund Burke in Deutschland (Heidelberger Abhandlungen Nr. 50), Heidelberg, 1917.

er ihm sogar angeboten hat, ihm eine Unterstaatssekretärsstelle im Ministerium zu verschaffen, falls er einmal ans Ruder kommen sollte[1].

Die Abhandlung, in der Brandes seine Gedanken über das englische Staatswesen niedergelegt hat, erschien anonym in der „Berlinischen Monatsschrift", 1786, unter dem Titel: „Über den politischen Geist Englands". Das Charakteristische seines Aufsatzes ist die sehr beachtenswerte wissenschaftliche Gründlichkeit, mit der er vorgeht. Sie erfordert zunächst eine Erörterung der Quellen und Literatur. Alle Streitschriften und Parteizeitungen scheiden als unmittelbare Quellen aus; sie kommen höchstens als Stimmungsäußerung in Betracht. Die einzig gute Quelle sind ihm die Parlamentsdebatten selber, wo man in ungeschminkter Wahrheit alles findet, was wissenswert ist. An Literatur empfiehlt er die bekannten De Lolme und Blackstone; zur historischen Orientierung auch Hume. Von deutschen Schriften erwähnt er Büschs zuverlässige Nachrichten über den Handel, lobt auch Moritzens Bemerkungen und bedauert mit Recht, daß Möser nur zerstreute Notizen gegeben hat. Keiner hätte so gut über diesen Gegenstand schreiben können wie er. Ein deutscher Theoretiker jedenfalls könne England niemals richtig beurteilen. Seinen Versuch, den politischen Geist Englands zu ergründen, rechtfertigt er gegen die neuesten Ansichten, die überall nur Zahlen sprechen lassen wollen! Dieser politische Geist, „der die Triebräder des Gouvernements in Bewegung setzt" (S. 107), scheint ihm allerdings eine wichtigere Erkenntnis zu sein als die Höhe der Käseausfuhr aus Glocestershire.

Seine Auffassung vom englischen Staatswesen trägt Brandes in durchaus polemischer Weise vor: Er verteidigt seine Thesen gegen links und rechts. Alle kritischen Einwände gegen die englische Verfassung, die man schon geäußert hat, oder die er voraussieht, werden geprüft und widerlegt. Auch er nennt England das Land der Freiheit! Aber wie hat man dieses Wort nicht schon mißverstanden! Die Stürmer und Dränger haben die Freiheit verstanden als das Recht, tun und lassen zu können,

[1] Vgl. Rehberg: Sämtl. Schriften IV. S. 410 f.

was beliebt, und sie haben sich für sie begeistert wie für „Hermann, Vaterlandsliebe und Fürstenhaß!" (S. 115.) Andere, von Rousseau beeinflußt, haben sie mit völliger Gleichheit von Natur aus identifiziert, ohne zu bedenken, daß dieses philosophische Postulat doch aller Begründung entbehrt. Solche Gleichmacher können allerdings England nicht verstehen, wo man mit Recht zwischen Bürgerrechten und Menschenrechten unterscheidet. Andere wieder haben die Freiheit gar mit Abgabenfreiheit verwechselt, und dann würde für England dieses Prädikat allerdings schlecht passen. Aber es ist überhaupt ein falscher Standpunkt, in niedrigen Steuern unbedingt einen Idealzustand zu sehen. England hat hohe Steuern und doch Wohlstand; dabei muß man allerdings nicht nur nach Londoner Verhältnissen urteilen; dort herrscht, wie in allen Großstädten, neben dem größten Luxus das größte Elend. Aber auf dem Lande ist der Wohlstand verbreiteter als irgendwo anders. Schließlich hat auch Rousseau noch deshalb eine Abneigung gegen die englische Freiheit verbreitet, weil er geradezu einen Haß gegen die Repräsentationssysteme hatte. Aber der Historiker, der nicht so abstrakt denkt, wie dieser, muß sich eben darüber freuen, daß das Volk nicht direkt seinen Einfluß ausübt, denn er weiß, daß es zu allen Zeiten wetterwendisch war und immer sein wird, und daß bei einer völligen Demokratie eine dauernde Ordnung niemals bestehen kann. Die Meinung des Volks kommt durch die Wahlversammlung schon genügend zum Ausdruck. Dort können sie ihrem Vertreter ihre Wünsche (keinesfalls aber bindende Instruktionen) mitgeben. Zudem fördern solche Wahlversammlungen auch noch den „public spirit", sie halten das Interesse am staatlichen Leben wach, ohne die Ordnung zu gefährden.

Nachdem so auch diese Theorie, die aus der Freiheit die absolute Demokratie folgern wollte, von ihm widerlegt ist, geht er daran, selbst eine bessere Erklärung zu geben. Der freieste Staat ist ihm derjenige, der drei Bedingungen erfüllt: wo jeder nur soviel Freiheit opfert, als zum Wohle des Ganzen unbedingt notwendig ist, wo diese Einschränkungen „nicht auf eine parteiische, sondern eine bestimmte allgemeine Weise geschehen" (S. 217) und wo endlich die (politischen) Vorrechte, denn an

diesen hält er fest, nur in Rücksicht auf die Festigkeit der Regierungsform und auf die Verdienste der bevorrechteten Klassen gegeben werden, kurz der Staat, wo die meisten Kräfte nebeneinander sich entwickeln können. Dies ist der Fall in England. Und nun bespricht er im einzelnen die Verteilung der Gewalten in England, die diesen Zustand bewirkt: daß der König unbestreitbar die Exekutive hat, daß die Gesetze von dem Unterhaus und Oberhaus gegeben werden, von denen dieses auf die Gunst des Königs, jenes auf die des Volkes angewiesen ist; daß unabhängige Geschworene Recht sprechen. Er nennt als weitere Vorzüge der englischen Verfassung, daß alle Gesetze nur einer buchstäblichen Erklärung unterworfen sind, daß keine Steuerexemtionen stattfinden, daß Preßfreiheit herrscht usw. Brandes verkennt keineswegs, daß mit einer theoretisch guten Verfassung noch kein ideales Staatsleben gegeben ist, aber er ist Praktiker genug, um zu wissen, daß es ideale Zustände überhaupt nirgends gibt, wo Menschen wirken. Dies aber vorausgesetzt, behauptet er allerdings, daß die Verfassung in England auch gehalten wird.

Den „politischen Geist Englands" leitet Brandes keineswegs nur aus den Verfassungsgrundsätzen ab; nicht wie andere Autoren stellt er dann daneben eine Betrachtung über den Nationalcharakter und die sozialen Zustände. Bei ihm erscheint alles in einem lebensvollen Zusammenhang. Er will zeigen, daß in England Freiheit herrscht, d. h. Raum für die Entfaltung möglichst vieler Kräfte. Schon die Erziehung der Jugend scheint ihm dieses Ziel anzustreben. In den großen Schulen werden die Kinder weniger nach Stand und Reichtum, als nach ihren Fähigkeiten geschätzt; man unterdrückt nicht ihren natürlichen Eigenwillen, gewöhnt sie aber doch an Offenherzigkeit und Festigkeit. Die Schätzung des Mitmenschen, die auch im Gegner noch einen Gentleman sieht, rühmt er besonders. Sie ist eine Vorschule für anständiges Debattieren über politische Dinge. Auch die gesellschaftlichen Zustände heißt er durchaus gut; es herrscht in England kein Kastengeist, sondern eine gewisse Elastizität, die den Adel in dauernder Verbindung mit dem übrigen Volk hält. An der Patronage großer Herren bei Wahlen kann er

nichts Tadelnswertes finden. Schon oft sind große Talente durch sie hochgekommen, denn die Seigneurs protegieren schon aus wohlberechtigtem Eigennutz begabte Söhne ihrer Klientel. Eine Menge von Namen führt er an von solchen, die aus kleinen Verhältnissen aufgestiegen, schließlich das höchste Ziel erreicht haben: Sitz im Parlament. Denn das ist der höchste Ehrgeiz, an der Stelle wirken zu können, „wohin die Augen der ganzen kultivierten Menschheit" (S. 228) gerichtet sind.

Brandes rechnet offenbar besonders mit Lesern streng monarchischer Gesinnung. Gegen ihre Einwände verteidigt er immer wieder das politische System Englands. Zu Unrecht hat man die Mängel der republikanischen Staatsform dem englischen Parlamentarismus zur Last gelegt, zu Unrecht hat man im Parlament einen Haufen von Rebellen gesehen; man hat sich durch einige schreierische Zeitungen aus London über die monarchische Gesinnung des Volkes täuschen lassen, man hat in seinem Vorurteil gegen das Parteiwesen gewähnt, diese seien nur Anstalten zur Stellenbesetzung. Richtig ist zwar, daß man eine platonische Republik drüben nicht finden wird, trotzdem wird niemand behaupten dürfen, daß alle bestechlich seien; einzelne Heldenseelen wie Burke seien glänzende Gegenbeispiele. Und überhaupt sei es falsch, in allen Parteikämpfen nur immer kleinlichen Eigennutz als treibende Kraft zu sehen und das Streben nach Macht ganz zu vergessen. Gerade die Opposition, das ständige Reiben der Kräfte hält das politische Leben wach und schützt es vor Stagnation, denn auch die Minister, die am Ruder sind, müssen alle Kräfte anspannen, um die Kritik und das Geschrei der Opposition ins Unrecht zu setzen.

Mit einem merkwürdigen Realismus und Optimismus zugleich bespricht Brandes das Parteiwesen in England. Er verschweigt nicht, daß die Menge aller Abgeordneten nur Material in den Händen weniger Parteiführer ist, er leugnet nicht, daß in den Verhandlungen der Minister mit den Abgeordneten Geld oder Ehrenstellen oft besser wirken als gute Gründe, aber er übertreibt diese Mißstände auch nicht. Wenn gesagt wird, daß die Oppositionsparteien, sobald sie zur Regierung gelangen, frühere Prinzipien verleugnen, so möchte Brandes diese Beobachtung

— soweit sie überhaupt richtig ist, und das ist selten der Fall — doch hauptsächlich daraus erklären, daß es schwer ist, alle idealen Forderungen mit einemmal in die Praxis umzusetzen. Alle Mißstände, die einem Parteiministerium anhaften, können ihn nicht veranlassen, ein Koalitionsministerium etwa höher zu stellen; denn dort hemme das natürliche Mißtrauen allen gesunden Fortschritt. Nein, er hält die Parteien, so wie sie sind, mit all ihren Fehlern und Mängeln für notwendige Organisationen, die durch die Anteilnahme am Staatsleben ebenso notwendig hervorgerufen werden, als sie wieder diese Anteilnahme beleben und steigern. Die Reibung und Unruhe, die die Parteien verursachen, sind immer noch besser als völlige Gleichgültigkeit. Selbst Unruhen wie die Gordonschen scheinen gefährlicher als sie sind. Hier muß man eben bedenken, daß in Parlament und Presse alles immer stark übertrieben wird. Alle Anteilnahme für eine Partei vermag doch bei dem gesetzmäßigen Engländer, der eben die Freiheit der Meinung über alles schätzt, nicht die Einheit der Nation zu zerspalten. Wer nicht nur klagen und wünschen will, sondern auch etwas ausrichten, der braucht das Parteiwesen notwendigerweise und „beim Handeln, meint Brandes, ist ein schlechtes System immer noch besser als gar keines" (S. 308).

So zeigt sich Brandes bei der genauen Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, die er sich ja wohl während seines Aufenthaltes im Lande und besonders im Verkehr mit Burke erworben hat, ebensoweit entfernt von phrasenhafter Freiheitsbegeisterung wie von engherzigem Pessimismus. Im ganzen ist eine „konservative" Gesinnung nicht zu verkennen: von einer Reform des Wahlrechts will er trotz der rotten boroughs nichts wissen. Er meint, daß der public spirit schon auch ohne sie die Möglichkeit habe, sich zu äußern, ferner, daß das System bis jetzt doch gut gewirkt habe, daß bedeutende Kräfte eben durch Patronage hochgekommen sind, und vor allem, er ist überhaupt prinzipiell dafür, möglichst wenig Verfassungsänderungen vorzunehmen. Daß Wahlbestechungen bei dem jetzigen Wahlrecht leichter möglich sind, gibt er zu, aber er möchte darin doch nicht ein allzugroßes Unglück sehen; vor allem wohl deswegen, weil er mehr das Streben nach Macht als materiellen Eigennutz dafür verantwort-

lich macht; die Kosten einer Wahl seien oft viel größer als aller Gewinn, den ein Mandat verursachen könne.

Brandes schließt mit der eindringlichen Mahnung, nicht nach trüben Quellen zu urteilen, England nicht mit einem idealisierten Bild der Antike zu vergleichen, sondern zu bedenken, daß, wo Menschen handeln, es eben menschlich zugehen müsse. Er fordert auf, nach England zu reisen, dort selbst zu studieren und dann zu urteilen.

Von den deutschen Reisenden vor der Revolution zeigt Brandes ohne Zweifel das reifste politische Urteil und es tut diesem Lob keinen Abbruch, daß er viel von Burke gelernt hat. Gründliche Kenntnisse im einzelnen verbindet er mit guter staatsrechtlicher Schulung. Sein Optimismus, selbst wo er übertrieben erscheint, verleitet ihn nie zu unberechtigter Schönfärberei. Immer bewahrt er sich seinen derbrealistischen Blick. Besonders ausgeprägt fanden wir bei ihm den Sinn für die wirkliche Macht in der Politik. Nach seiner Abneigung gegen Reformen, nach seiner „organischen" Auffassung des Staatslebens mußten wir Brandes „konservativ" nennen. Sein Konservatismus ist allerdings mit nicht wenig Elementen der Aufklärung und des Naturrechts vermischt. Er ist Schüler Montesquieus, aber, wie wir aus seinen politischen Betrachtungen über die französische Revolution (s. u.) wissen, kein unkritischer Nachbeter; er hält es für ein Erfordernis eines freien Staates, daß jeder nur soviel Freiheit opfert wie unbedingt nötig ist, ohne Zweifel ein Gedanke vom Staatsvertrag; und er will die Macht des Staates möglichst eng umschrieben und genau fixiert wissen, sicher ein aufklärerisches Element. Trotz allem, seine Gedanken widersprechen sich nicht; die gemäßigte Aufklärung scheint bei ihm den gemäßigten Konservatismus selbstverständlich zu erzeugen. So sehen wir auch hier, welcher Reichtum politischer Ideen schon vor der Revolution in Deutschland entfaltet wurde, wie Gedanken, die im allgemeinen für Erzeugnisse des Widerstandes gegen die Revolution gelten, schon vor 1789, wenn auch langsam und nicht in voller Schärfe, Boden fassen, und es bestätigt dies die alte Erkenntnis, daß reinliche Epochenscheidung dem wirklichen geschichtlichen Leben doch immer Gewalt antun muß.

4. Kapitel.

Anglomanie und Gallomanie von der französischen Revolution bis zum Ende der Napoleonischen Kriege.

Wir versuchten bisher zu zeigen, wie das politische Denken durch die Reisen in England gefördert oder gar erst angeregt worden ist. Gewiß kann man da nicht von einer großen geistigen Bewegung sprechen; wir sahen, wie zaudernd und oft ungeschickt manche Reisende an politische Probleme herangetreten sind. Wie zaghaft klingt es, wenn Wendeborn sagt: „Mögten doch meine Landsleute mehr Patrioten werden!" Und doch hat auch schon ein Brandes seine reifen Ansichten vorgetragen! Gewiß ist es ja richtig, den Aufschwung des politischen und nationalen Denkens erst von der französischen Revolution und der politischen Erniedrigung Deutschlands an zu datieren, aber dieser großen und heilsamen Entwicklung ist bereits vor der Revolution vorgearbeitet worden; es wurden Ansätze geschaffen, an die das spätere Denken anknüpfen konnte; allgemeine Ideen von Staat und Bürgertum wurden verbreitet, die sicher nicht ganz wirkungslos bleiben konnten. Freilich, ob und wie weit es diesen Gedanken und Bestrebungen gelungen wäre, auch ohne die großen politischen Umwälzungen gestaltende Kraft zu gewinnen, vermag niemand zu sagen. So wird man trotzdem den Einfluß der französischen Revolution auf das politische Denken in Deutschland kaum hoch genug anschlagen können. Diese Vorgänge haben das politische Interesse eben doch in ganz anderem Maße hervorgerufen, als die bisherige Anglomanie. Mit einer elementaren Begeisterung und jedenfalls mit einem reinen Idealismus hat man — anfangs wenigstens — die Vorgänge jenseits des Rheins beobachtet. Die Franzosen schienen jetzt das erste Freiheitsvolk der Welt zu sein und alle Sympathie zu ver-

dienen. So wie die auswärtige Politik der französischen Revolution in gewissem Sinn wieder an die Zeit vor dem Versailler Vertrag angeknüpft hat, so geschah es auch jetzt auf geistigem Gebiet: Wie in der Glanzzeit des französischen Königtums, machte Frankreich jetzt wieder moralische Eroberungen fast in der ganzen Welt. Und diese Bewegung hat die Anglomanie zunächst völlig überflutet.

Doch auch der Gegenschlag blieb nicht aus. Burke schrieb seine "Reflexions on the French Revolution", und seine Gedanken wurden besonders von einer Gruppe von Autoren aufgenommen und verbreitet, deren Verdienste um die politische Erziehung wir schon eingangs erwähnt haben: der Hannoveraner. Sehr fein hat diese Tatsache W. Wenck charakterisiert, wenn er sagt: „daß eben solche, die sich um das Emporkommen einer geistigen Richtung oder Bewegung vorzügliche Verdienste erworben haben, beim plötzlichen Eintritt einer Überstürzung unter den Tätigsten und Wirksamsten sind, um den Mißbrauch oder der Ausartung der von ihnen emporgebrachten Sache entgegenzutreten"[1]. Gerade das macht uns diese Denker interessant, daß sie nicht etwa Reaktionäre sind, sondern auch Vertreter der Freiheit, aber nicht der mechanischen der Franzosen, sondern einer organischen, an dem englischen System geschulten[2].

A. Systematische Werke.

Zu der Gruppe der Autoren, die ihre anfängliche Sympathie für England mit der für Frankreich vertauschten, gehört z. B. Wendeborn (s. o.) und vor allem Archenholz. Dieser hat als Fortsetzung seines Werkes über England Annalen der Brittischen Geschichte herausgegeben[3]. Hier wird in ausführlicher Weise Jahr für Jahr die ganze Geschichte der englischen Politik abgehandelt. Als Quelle dienten ihm die Parlamentsberichte sowie die Akten, die in den Zeitungen mitgeteilt wurden; außer-

[1] A. a. O. S. 114.

[2] Vgl. auch Frieda Braune, Edmund Burke in Deutschland.

[3] Annalen der Brittischen Geschichte, von A. W. von Archenholz. Braunschweig 1788—96. 20 Bände.

dem Zeitschriften, Flugschriften und Mitteilungen von Freunden, die noch in England lebten. Von der Zusammensetzung und Geschäftsführung der Regierung, von den Verhandlungen des Parlaments — viele Reden werden in extenso mitgeteilt — und von den Stimmungen und Meinungen im Volk werden wir genau unterrichtet. Äußere und innere Politik, Finanz- und Wirtschaftspolitik (diese mit vielen Statistiken) kommen in gleicher Weise zu ihrem Recht. Aber sein Urteil über die englische Politik hat sich geändert. Er wurde eben, wie viele andere, deren Vorliebe für England nicht auf der richtigen Kenntnis des englischen Staatswesens beruhte, zu Beginn der französischen Revolution ausgesprochener „Gallomane". So findet natürlich Englands Stellungnahme zur französischen Revolution seinen bittersten Tadel; für die egoistische Politik nach außen, für das notwendige Anspannen der Autorität nach innen — die Habeas Corpus-Akte wurde für einige Zeit suspendiert, die Preßfreiheit eingeschränkt — hatte Archenholz kein Verständnis. Er steht völlig auf dem neuwhiggistischen Standpunkt und begeht noch den Fehler, die Anklagen, die Fox und seine Freunde im Parlament vorbrachten, zu verallgemeinern und deren rhetorischen Wendungen den Lesern als objektive Wahrheit vorzusetzen. Den Kontrast gegen die freien Zustände vor der französischen Revolution kann er nicht scharf genug hervorheben. Für die feindselige Politik gegen Frankreich gibt er 1790 als einen Hauptgrund an, man habe gefürchtet, „daß die Britten, durch das große Beispiel aufgemuntert, unruhig werden möchten, da ihre immer mehr und mehr eingeschränkte Freyheit mit der ausgedehnten Französischen keinen Vergleich aushielt", und reflektiert dann selbst: „Und der Verfasser von England und Italien, der Lobredner der brittischen Freyheit, ist als Geschichtschreiber gezwungen, dies zu schreiben. Welch ein Wechsel der Dinge!" (IV S. 147).

So ist sein abschließendes Urteil am Schluß der neun Jahre, daß nicht nur die Politik falsch und unmoralisch war, daß nicht nur Handel und Schiffahrt darniederliegen und die Steuern fast unerschwinglich sind, sondern daß auch der Nationalcharakter in dieser Zeit sich völlig geändert hat (!), daß für Freiheit kein Sinn mehr vorhanden ist: „England ist jetzt (1796) einem Staats-

gefängnisse ähnlich, an dessen Thore sich brutale und furchtbare Inquisitoren befinden!" (XIX S. 445). Ja, auch das Privatleben des Volkes hat so sehr an Immoralität zugenommen, daß es den Autor widert, seine Annalen fortzuführen! Ob dieser Widerwille wirklich für Archenholz der Grund war, seine Arbeit einzustellen, vermag man nur schwer zu sagen. An Anerkennung und äußerem Erfolg hat es ihm nicht gemangelt. Wer schon einigermaßen über England unterrichtet war, und deren gab es damals gerade infolge der Reiseliteratur nicht wenige, wurde durch die Annalen bequem auf dem laufenden erhalten. Die Politik machte zudem nur einen Teil des Inhalts aus. Archenholz kam seinen Lesern durch interessante Berichte über Gerichtsverhandlungen und durch unterhaltende Anekdoten über Sittengeschichte und allerhand Merkwürdigkeiten, die sich ereigneten oder erzählt wurden, weit entgegen. Auch über die Zustände der Wissenschaft brachte er gründliche Berichte; für Literatur und Kunst gewann er u. a. G. Forster als Mitarbeiter. Es ist daher wohl begreiflich, daß die Annalen viel und gern gelesen wurden, und mit einer gewissen Einschränkung kann man das Urteil Robert von Mohls gelten lassen, daß keiner soviel wie er dazu beigetragen habe, die Blicke der Deutschen nach England zu richten[1].

Wenn Archenholz sich von der Anglomanie abwandte, so glaubte er, dies mit Gründen belegen zu können, und den guten Willen, in Form und Inhalt sachlich zu bleiben, muß man ihm unbedingt zugestehen. Nicht so dem Reiseschriftsteller Andreas Riem, einem sächsischen Canonicus[2]. Er hält die Anglomanie von vornherein für eine „Hirnwut". Der Ton seiner mehr als 1000 Seiten umfassenden Darstellung[3] ist überhaupt derartig,

---

[1] R. von Mohl: Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. Erlangen 1856. Band II, S. 60.

[2] Vgl. über ihn Meusel: Das Gelehrte Teutschland; Lemgo 1806.

[3] Reisen durch Deutschland, Holland, Frankreich und England, in verschiedener, besonders politischer Hinsicht, von dem Canonicus Riem. 8 Bände. Band 4 und 5 — auch gesondert herausgegeben — Reisen durch England 1798.

daß man sie schon nach wenigen Seiten als eine ausgesprochene Schmähschrift erkennt und nur zweifelt, ob eigner Haß und Verständnislosigkeit dem Autor die Feder führen, oder ob er nicht von Englands Gegner, Frankreich, beauftragt war, ein solches Pamphlet in die Welt zu senden[1]. Hunderte von Seiten verwendet Riem darauf, seinen Lesern zu zeigen, daß Englands Finanzlage bereits vollkommen ruiniert sei, daß der Handel längst nicht so bedeutend sei, wie man meint, daß das Volk im höchsten Elend, die einflußreichen Personen infolge von Raub und Bestechung in unerhörter Schwelgerei dahinlebten, daß die Steuern kaum mehr erschwinglich seien usw. Riem, der gerne Adam Smith zitiert und ihn oft zu widerlegen sucht, gibt sich den Anschein wissenschaftlicher Sachlichkeit und läßt lange Zahlenreihen aufmarschieren, um zu beweisen, daß die englischen Minister von den Finanzen auch gar nichts verstehen. Eigentlich sei England nur eine Macht dritten Ranges, und nur durch sein frivoles Schuldensystem könne es sich den Anschein einer Großmacht geben. Daß die Staatsschulden durch wirkliche Werte gedeckt seien, dieser Meinung widerspricht Riem durchaus: „Hätte ich eine Papierfabrike wie die Regierung von England, so wollte ich eine eben solche Macht aufrichten, wollte ebenso gut von Gold und Silber speisen und mir einen Hahn und Schreier halten, um eine wichtige Person vorzustellen" (IV S. 184). Bei solcher staatswirtschaftlicher Unkenntnis wirkt es dann um so anmaßender, wenn Riem die englischen Minister als Leute hinstellt, denen nicht einmal die Anfangsgründe der Nationalökonomie bekannt sind. Seine Absicht scheint durchaus die zu sein, alle Staaten vor dem Abschluß von Subsidienverträgen mit England zu warnen, weil sich die Zahlungsunfähigkeit doch binnen kurzem herausstellen müsse. Seine Darstellung der auswärtigen Politik zielt in derselben Richtung. Stets nimmt er Frankreich „die große Republik" in Schutz; Englands Politik sei von jeher schwäch-

[1] Aus der Reisebeschreibung der übrigen Länder läßt sich hierfür zwar, abgesehen von der unbedingten Sympathie für Frankreich und die durch die Revolution herbeigeführten Zustände, kein Anhaltspunkt gewinnen; auffällig aber ist, daß statt eines Verlegers angegeben ist: Auf Kosten des Verfassers, In allen Buchhandlungen Deutschlands.

lich und konsequenzlos gewesen. Um so eigentümlicher berührt es dann, wenn Riem das Schreckgespenst der englischen See- und Weltherrschaft an die Wand malt und Frankreich als alleinigen Retter und Bewahrer der Freiheit hinstellt. Die europäischen Staaten könnten die drohende Gefahr nur dann verhindern, wenn sie von der Koalition zurückträten: „Sollten aber Europens Staaten unglücklich genug seyn, durch siegreiche Aufopferung des Blutes ihrer Untertanen und durch völlige Verschwendung ihrer Staatskräfte England die Herrschaft aller Meere zu verschaffen, so möchte wohl dieser Staat Einsicht und Klugheit genug besitzen, die Irrtümer der Koalition aufs beste zu benützen und sich das Numerair von Europa zu erwuchern" (V S. 207). Wenn es dagegen, wie Riem zuversichtlich hofft, doch zum Staatsbankerott kommen sollte, dann würde England zwar keine größere Rolle spielen als Dänemark und Schweden, würde sich aber gerade dadurch viel glücklicher fühlen. „Es wäre eine vielleicht sehr heilsame Reinigung des Staates von übertriebenem Kredit, imaginairem Reichthum, und brächte England den übrigen Nationen Europens gleich, deren Handel, Kredit, Ehre und Wohlfahrt nicht aus Papier zusammengesetzt ist" (!) (IV S. 667).

Auch die innere Lage Englands bemüht sich Riem so schwarz wie möglich zu malen; die Verfassung nennt auch er eine Mischung von Aristokratie, Demokratie und Monarchie, sieht aber gerade darin das größte Übel, da die Gewalten sich fortwährend die Wage halten und bekämpfen. Nur bei reiner Demokratie oder reiner Monarchie könne ein Staat gedeihen! Riems Auffassung über die eigentliche Triebkräfte des politischen Lebens ist damit genügend gekennzeichnet, wenn man sagt, daß er überall nur niederträchtige Gemeinheit am Werke sieht. Daß England kurz vor der Revolution steht, hält er für sicher. Für seinen Stil und Auffassung möge eine Probe zeugen: „Aber wie wäre es auch sonst möglich, daß die Parliamentsherren, welche die Versammlung der Nation ausmachen, so stumpf an Geist und Vernunft seyn könnten, daß die evidentesten Wahrheiten auf sie keinen Eindruck machen, wenn nicht Großbritanniens Huren sie an Geist und Körper bis zur Inanition erschöpft hätten. Wie wäre es möglich, daß über zwei Drittheile derselben sich den

niederträchtigen Lohn der Verrätherei am Wohl des Staats gefallen lassen können, und daß selbst das stimmengebende Volk sich bestechen läßt und seine Freiheit an Schurken verkauft, wenn nicht die luxuriöse Lebensart derselben und ihre Schwelgereien ihnen Summen nötig machten, welche auf einem ehrlichen Wege unmöglich zu erwerben sind?" (IV S. 127). Es lohnt demnach nicht der Mühe, alle Gebiete des öffentlichen Lebens in Riemscher Beleuchtung darzustellen. Über Justiz, Presse und Öffentlichkeit, Religion und Nationalcharakter, über soziale Klassenbildung usw. berichtet er mit gleicher oder ähnlicher Schimpferei. Wenn er hier und da einmal etwas anerkennt, so scheint er es fast nur zu tun, damit seine Leser ihm nicht allen Glauben versagen. Nach alledem ist bei diesem Werke die Frage: Cui bono? nicht unberechtigt gestellt, und wenn man sie auch nicht beantworten kann, so mag man sich damit trösten, daß der Autor nicht nur heute völlig vergessen ist, sondern auch bei seinen Zeitgenossen kaum eine sichtbare Spur hinterlassen hat.

Karl Gottlob Küttner[1], ein sächsischer Magister und Hauslehrer bei vornehmen Familien, ist lange in England und Irland gereist. Er macht den löblichen Versuch, mit der Gewohnheit der meisten Reiseschriftsteller, das Land nur nach der Hauptstadt zu beurteilen, zu brechen und neue Gesichtspunkte zu gewinnen. Aber was er erreicht, bleibt hinter seinem Willen weit zurück. Schon 1785 hatte er Briefe über Irland[2] geschrieben, die ja wohl den Zeitgenossen manche Belehrung bringen mochten, da Irland überhaupt fast eine terra incognita war, aber zur Bereicherung politischer Kenntnisse nur wenig dienten. Politische Gegenstände überging der Autor zwar nicht ganz, aber er fürchtete doch stets, damit den Leser zu langweilen. Immerhin hat er manches richtig erkannt: das Herrschaftssystem der Engländer, die eigentümlichen Besitzverhältnisse, den Zusammenhang der politischen und religiösen Kämpfe.

[1] Vgl. über ihn: Allgemeine Deutsche Biographie und Jöcher: Gelehrtenlexikon.

[2] K. G. Küttners Briefe über Irland an seinen Freund den Herausgeber. Leipzig 1785.

Die Regierungsform nennt er ausgesprochen aristokratisch; er hofft aber von einer Verfassungsreform in demokratischem Sinne keine Besserung, da für ihn die Demokratie die despotischste aller Regierungsarten ist. Küttner hat indes in Irland keineswegs das eigentliche Volk kennen gelernt. Er klagt vielmehr selbst öfters darüber, daß er nur mit Vornehmen hat verkehren können. Daher bewegen sich auch seine Bemerkungen über den irischen Nationalcharakter völlig an der Oberfläche. Den Hauptinhalt dieser Briefe machen Landschafts- und Reiseschilderungen aus; historische Reminiszenzen sind nicht selten, und die ganze zweite Hälfte seines Werkes verwendet Küttner zu Untersuchungen über Irlands Altertümer, Geschichte, Sprache und Gelehrsamkeit. Auch ein zweites Werk, die „Beyträge zur Kenntnis vorzüglich des Innern von England"[1], das er anonym herausgeben ließ, ist keine sonderliche Leistung. Von irgend einer Selbständigkeit kann keine Rede sein. Er stützt sich in wesentlichen Punkten auf Wendeborn, Archenholz und besonders Volkmann. Die Schilderungen von London, Manchester und andern großen Städten des Landes entbehren jeder Originalität. Teilweise werden die Sehenswürdigkeiten nach der Art eines Reiseführers abgehandelt, trockene und gleichgültige Statistiken werden mitgeteilt, oft einfach von Volkmann, Wendeborn oder Archenholz übernommen. Während die Briefe über Irland seine Eindrücke und Gedanken so wiedergaben, wie sie ihm gerade kamen, herrscht hier insofern ein gewisses System, als er neben der fortlaufenden Reisebeschreibung manche sachlich zusammenhängende Gegenstände herausgreift und gesondert behandelt.

Politisches Verständnis besaß Küttner nicht sehr viel. Immerhin hat sein Interesse seit der französischen Revolution offensichtlich zugenommen. Er schildert eine Parlamentswahl ausführlich, aber abgesehen von der Aufzählung der kleinen Menschlichkeiten des Kandidaten und der Wähler und außer der Entrüstung über das veraltete Wahlsystem, sucht man hierbei vergebens nach einem politischen Gedanken. Den großen Ein-

[1] Beyträge zur Kenntniß vorzüglich des Innern von England und seiner Einwohner. Aus den Briefen eines Freundes gezogen von dem Herausgeber. Leipzig 1791.

fluß, den der Landadel in der Politik besaß, hat er richtig erkannt, aber er war politisch doch zu ungebildet, um diese Erkenntnis in ihrer Bedeutung auch nur einigermaßen zu würdigen. Wie manche Reisenden haben schon das Verhältnis des Adels zum übrigen Volk gerühmt und gelobt! Küttner berichtet ausführlich über alle Klassen und Titel des Adels, über das Erbrecht usw., aber weder fällt er ein Urteil noch zieht er politische oder sonstige Folgerungen. Am Schlusse seines ganzen Werkes hat Küttner eine Geschichte des englischen Parlaments beigefügt, die allerdings eine ziemlich zurückliegende Zeit behandelt und die Sympathie für die Whigs deutlich erkennen läßt. Eine allgemein orientierende, aber wenig gründliche Übersicht über das englische Parlament und die Regierung geht vorher; aber weder hier noch dort findet sich ein bemerkenswerter Gedanke. Er sagt einmal, daß die Parteien die Nation „zerfleischen", dann tadelt er die Korruption auf beiden Seiten, betont schließlich auch den Wert einer Opposition und spricht die Vermutung aus, „daß irgendwo ein Fehler im Regierungswesen seyn muß; worinnen er aber liegt, getraue ich mir nicht zu sagen" (III S. 97).

Etwas mehr scheint Küttner von wirtschaftlichen Dingen verstanden zu haben; er erklärt, wieso England die ungeheuren Staatsschulden haben kann, und doch nicht dem Staatsbankerott verfällt, wie viele Beurteiler glauben. Den Grund sieht er darin, daß die Nation das Geld nicht dem Ausland, sondern sich selbst, d. h. den einzelnen englischen Individuen schuldig ist, so daß die Zinsen nicht ins Ausland abfließen, sondern das Geld im Lande rotiert und dadurch allen Gewerben zugute kommt, eine Auffassung, die ebenso wie seine sonstigen Urteile über das englische Wirtschaftsleben den merkantilistischen Anschauungen seiner Zeit entnommen ist.

Ohne Zweifel ist das reifste der Werke Küttners sein letztes, die Untersuchungen über den ökonomischen und politischen Zustand von Großbritannien[1]. Seine früheren Ausführungen über die Finanzen sind hier wiederholt, aber erweitert und besser

[1] Über den ökonomischen und politischen Zustand von Großbritannien zu Anfang des Jahres 1796. Von dem Verfasser der Beyträge zur näheren Kenntnis besonders des Innern von England. Leipzig o. J.

begründet. Seine These lautet auch hier, daß die Schuldenlast Englands keineswegs so erdrückend ist, wie es den Anschein hat, daß, im allgemeinen wenigstens, auch der einzelne Bürger durchaus nicht durch die Abgaben zu hoch belastet ist. Jedenfalls brauche England nicht den gegenwärtigen Krieg mit Frankreich wegen Geldmangels aufgeben, sondern sei im Gegenteil weit besser in der Lage, den Krieg auf die Länge auszuhalten als Frankreich. Im Anschluß hieran kommt Küttner kurz auf die äußere Politik zu sprechen und zeigt hierbei eine auffallende Sicherheit in der Beurteilung der Lage. Völlig realpolitisch rechtfertigt er die egoistische Politik der Engländer. Er legt überzeugend dar, daß „der einzige Umstand, die östreichischen Niederlande in den Händen der Franzosen zu sehen, die eben dadurch unausbleiblich das Übergewicht in Holland erhalten mußten, für England genug war, diesen Krieg zu seiner eigenen Rettung anzufangen" (S. 82). Dieser Auffassung entspricht selbstverständlich auch die Beurteilung der inneren Politik, des zweiten Hauptthemas seiner Darstellung. Nach einem historischen Überblick über die Parteigeschichte nennt er, wie üblich, die Verfassung eine Mischung aus Aristokratie, Demokratie und Monarchie und gesteht, daß er ihr von ganzem Herzen zugetan ist. Die Gefahren, die der Verfassung angeblich von Seiten der Krone drohen, hält er für weit übertrieben. Obwohl er Burkes nicht gerade in freundlicher Weise gedenkt, ist sein Standpunkt der der alten Whigs. Daher tadelt er bitter die Bestrebungen der Neu-Whigs, die, angeregt durch die französische Revolution, die Parlamentsreform mit verstärkter Kraft betrieben. Denn er witterte dahinter das Bestreben, auch die Verfassung zu ändern, ja sogar revolutionäre Umtriebe. Wenn auch nicht alle Anhänger dieser Partei das Äußerste erstrebten, im Ernstfalle kämen sicher die Extremen hoch und bedrohten den Bestand des Staates. Deshalb rechtfertigt er alle Maßnahmen der Regierung, die darauf hinausliefen, die innern Schwierigkeiten angesichts der äußeren Gefahren zu unterdrücken. Es sei zwar bitter, in die Freiheiten des Volkes einzugreifen, aber in Anbetracht der Lage unbedingt notwendig. Indes ist Küttner nicht so sehr Schwarzseher, daß er etwa eine Revolution nach dem Muster der französischen fürchtet. Dazu

ist er sich des Unterschiedes im inneren Aufbau beider Länder doch zu sehr bewußt. Das parlamentarische Wahlrecht hält zwar auch er für reformbedürftig, aber mit einer eigenartigen Begründung verwirft er trotzdem jede Reform: „Eine Einrichtung treffen, durch die das Volk im brittischen Unterhause auf eine mehr gleiche Art vorgestellt werde, heißt nicht viel weniger, als — die ganze Natur der Verfassung ändern, altes Interesse vernichten, neues erschaffen, aller Macht und allem Einfluß einen andern Weg anweisen, und der Hof- sowohl als der Oppositions-Politik eine andere Richtung geben". (S. 143)! Auch die übrigen Gründe, die er zur Rechtfertigung des alten Wahlrechts anführt, sind meist bequeme Lobreden des Bestehenden: Die Korruption beweise gerade die Konstitution und sei ein Grundpfeiler der englischen Freiheit, es sei eigentlich gleichgültig, wer wähle, das Unterhaus repräsentiere doch alle usw. Wenn auch einige Gründe stichhaltig sind, wie z. B. der, daß durch Patronage bedeutende Köpfe ohne Vermögen oft zu Einfluß gelangen, sein mangelndes Verständnis für soziale Fragen steht außer Zweifel. Dies erhellt auch daraus, daß er deswegen, weil die Krone seit langem von ihren Vetorecht keinen Gebrauch gemacht hat, schließt, daß die Macht des Volkes gestiegen sei.

Nach alledem kann man nicht sagen, daß Küttner aus der Reihe der zeitgenössischen Reiseschriftsteller irgendwie hervorragt; und Ratzels Worte[1] über ihn: „er war verständig, ohne tief zu sein" sind ebenso berechtigt wie das Urteil über seinen Stil: „seine Form ist eine leichte tagesschriftstellerische".

Der Jurist Christian August Gottlieb Goede[2] aus Dresden hatte in den Jahren 1802 und 1803 als Reisebegleiter eines Legationsrats eine Reise durch England und Schottland gemacht und seine Studien und Beobachtungen in einer umfangreichen Darstellung[3] verwertet, die er bald nach seiner Reise

[1] Vgl. Artikel: Küttner in der Allgemeinen Deutschen Biographie.

[2] Vgl. über ihn: Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena seit 1858 bis 1885. Eine Festgabe von Johannes Günther. Jena 1858.

[3] England, Wales und Irland, Schottland. Erinnerungen an Natur und Kunst aus einer Reise in den Jahren 1802 u. 1803 von Christian August Gottlieb Goede. 5 Bände. Dresden 1806.

herausgab. In der Anlage seines Werkes hat er viel mit Archenholzens und Wendeborns Hauptwerken gemein; er teilt seinen Stoff systematisch ein und erzählt mitunter seine eigenen Erlebnisse.

In breiter Ausführlichkeit und mit großer Sympathie schildert er zunächst Londons Bauten und sonstige Sehenswürdigkeiten, das Straßenbild, das Leben und Treiben in den öffentlichen Lokalen, die Zustände der Londoner Prostitution u. a. m. Weder inhaltlich noch formell kommt er dabei über die erwähnten Autoren hinaus. Seine Beurteilung des englischen Nationalcharakters knüpft auch er an die berühmten Worte Humes, daß es einen solchen überhaupt nicht gebe. Auch er hält sie nur für eine überspitzte Formulierung der Tatsache, daß der Individualismus in England besonders stark entwickelt ist. In Wirklichkeit aber zeigt der englische Nationalcharakter seiner Meinung nach sogar ein ganz ausgesprochenes Gepräge, das sich besonders durch seine charaktervolle Beständigkeit in allen Zonen und zu allen Zeiten vor dem deutschen ausgezeichnet. Diese Tugend rührt von der vortrefflichen Nationalerziehung her, deren Gleichförmigkeit für alle Stände er lobend den vielen Systemen gegenüberstellt, durch die „die Deutsche Jugend gebildet und verbildet wird". Was er im einzelnen an der englischen Erziehung rühmt, sind Dinge, die man vor und nach ihm immer wieder (und teilweise mit einem gewissen Recht) gerühmt hat: der große Wert, der auf die körperliche Erziehung gelegt wird, die Tatsache, daß mehr die praktische als die wissenschaftliche Ausbildung gepflegt wird, die Frische und die Heiterkeit im Gegensatz zu der Altklugheit und Pedanterie der Deutschen, die Selbstverwaltung der Schüler und im Zusammenhang damit ihre Selbständigkeit, ihr Mut und ihre Entschlossenheit; das offene, aber auch gemessene Verhältnis der Eltern zu den Kindern — im Gegensatz zur Sentimentalität der Franzosen; die sittliche Reinheit, die sich zwar oft in einer Ungeschicklichkeit gegenüber Damen äußert, aber wohltuend gegen das glatte Benehmen eines jungen Pariser Elegants absticht. Auch die Schattenseiten vergißt Goede nicht zu erwähnen, besonders die große Unbildung auf vielen Gebieten der Wissenschaft, ferner den Mangel einer ordentlichen Volks-

schule und dann auch die Erziehung der weiblichen Jugend, welche oft durch ein „Nonnenleben" sittlich verderbt und nur durch das gute Familienleben und die hohe Wertschätzung seitens der Männer wieder auf den rechten Weg gebracht werde. Aber im ganzen hält er die Art, wie die Jugend — jedenfalls die männliche — erzogen wird, für vorbildlich. Seine sonstigen Ausführungen über den englischen Nationalcharakter halten sich auf der Linie dessen, was die andern Anglomanen auch hervorheben: Der Engländer hat im allgemeinen einen stark ausgeprägten Familiensinn, er ist nicht kalt-gefühllos, sondern trägt nur seine Gefühle nicht so zur Schau wie etwa ein Franzose; er hat einen hochgespannten Nationalstolz, der aber berechtigt und notwendig ist. Den Haß und die Abschließung der Engländer gegen alles Fremde entschuldigt Goede, da es einem stolzen und selbstbewußten Charakter schwer falle, sich an Fremdes anzuschmiegen und es zu verstehen. Das Verhältnis der Stände untereinander rühmt auch er, da es auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhe, und der Adel sich seiner verantwortlichen Stellung im Staate wohl bewußt sei. Aber wie wenig tief Goede in die eigentliche Grundlage der englischen Volksgeschichte eingedrungen war, sieht man daraus, daß er das Absteigen der jüngeren Söhne kaum erwähnt, und sein mangelndes Verständnis für die soziale Frage bekundet er noch besonders deutlich dadurch, daß er über den Pöbel, dessen Lebensgewohnheiten er auf Grund einer zeitgenössischen Tendenzschrift eines gewissen Colquhoun ausführlich schildert, überhaupt nur zu schimpfen weiß, ohne auch nur mit einem Wort der Ursache dieser Mißstände zu gedenken!

Das Kapitel über das englische Staatssystem eröffnet Goede mit einer Untersuchung, wie sich die Regierungsform eines Volkes zu seinem politischen Charakter verhält. Für gang und gäbe erklärt er die Meinung, daß die Verfassung den politischen Charakter bestimme; diese Ansicht bilde, besonders seit Rousseau, die Grundlage der politischen und historischen Ansicht der „Neuern". Im Gegensatz dazu „betrachten die Alten und mit ihnen Machiavell — die Staatsverfassung als einen Spiegel, worin sich der Charakter der Staatsbürger deutlich abzeichne." Dieser

Meinung tritt Goede bei, und sie will er auch bei der Betrachtung des englischen Staatswesens zugrunde legen: Nicht die äußere Staatsverfassung hat den politischen Charakter der Engländer bestimmt, sondern es war gerade umgekehrt. Allerdings hat die Staatsverfassung, nachdem sie einmal ausgebildet war, wieder auf jenen zurückgewirkt, „allein soviel ist gewiß, daß es unter dem englischen Volk etwas Höheres giebt, welches den unbeseelten Staatsformen Leben und Geist einhaucht, und nicht von ihnen entspringt, sondern erst von der Nation aus mit organischer Kraft in sie eindringt. Dieses mächtige Wesen — ist der Gemeingeist der Nation" (II S. 7)[1]. Ohne sich auf eine genaue Bestimmung dieses Begriffes einzulassen, erklärt Goede für „sein ausgezeichnetes Merkmal: ein unbegränztes Vertrauen auf die energievolle Teilnahme der gesamten Staatsbürger an dem allgemeinen Wohl, welches aus der Überzeugung entspringt von dem innig in einander verschlungenen Interesse aller Stände" (II S. 8). In ausführlicher Weise glaubt er darlegen zu können, wie schon durch das Ineinandergreifen aller materiellen Interessen das Ganze zusammen gehalten wird. Aber nicht nur aus solchen egoistischen Motiven will er den Gemeingeist erklären; für noch stärker hält er sogar die idealistischen, vor allem die Nationalerziehung. Daß der Gemeingeist nicht zu allen Zeiten und bei allen Personen dasselbe Gepräge trägt, daß er mit materiellen Interessen verknüpft sein kann, betont Goede ausdrücklich. Aber die Teilung der Gewalten, meint er, könne — wenn sie überhaupt im Sinne Montesquieus für England zutreffe — nur dann in so harmonischer Weise funktionieren, wenn nicht nur „blinde mechanische, sondern freie moralische Kräfte im Spiel sind", und als eine solche moralische Kraft von höchster Wirkung bezeichnet er die öffentliche Meinung. In ziemlicher Verkennung der realen Machtverhältnisse nennt er sie sogar die letzte Instanz, welche König und Parlament anerkennen. Zwar hat er wohl bemerkt, daß auch sie wieder von den Staatsmännern beeinflußt wird, aber trotzdem überschätzt er bei weitem

[1] Schon Vincke hat erkannt, daß Goede hier die Ursache mit der Wirkung verwechselt hat. Darstellung der innern Verwaltung Großbritanniens. (f. u.) Seite 7.

die Selbständigkeit ihrer Macht. Er verteidigt die Publizität, die ja wiederum die Grundlage der öffentlichen Meinung bildet, gegen die Einwürfe derer, die wegen einiger Auswüchse darin nur ein Dokument der Gesetzlosigkeit und Roheit erblicken, und betont, daß die Grenzen der Publizität und der Preßfreiheit infolge des langen Gewohnheitsrechtes richtiger bestimmt werden, als es in den Lehrbüchern der Philosophen und Politiker geschehe, und daß man besonders ein feines Gefühl dafür habe, alle Privatangelegenheiten von der öffentlichen Beurteilung auszuschließen. Wenn aber Verleumdungen, was ja bei so völliger Meinungsfreiheit nicht verwunderlich ist, vorkommen, so korrigiert sich nach dem Urteil Goedes dieser Fehler wieder von selbst, da die Erfahrung den Engländer gelehrt habe, daß im freien Kampf der Meinungen die Wahrheit eine unüberwindliche Stärkung gewinne. Viel richtiger als dies scheint eine andere Bemerkung Goedes zu sein, nämlich, daß sich die Waffen der Herabwürdigung (und der Preßfreiheit überhaupt) durch den häufigen Gebrauch von selbst abgestumpft haben; so habe man z. B. das „Pamphlet" Burkes gegen Fox wegen Hochverrats nur als eine leidenschaftliche Parteischrift angesehen und demnach beurteilt. Goede ist also keineswegs unbedingter Anhänger Burkes, aber auch die Anklagen des Fox und seiner Partei über die Verletzung der Publizität und die Einschränkung der Freiheit während der französischen Revolution hält er für nicht begründet, da die Maßregeln nur vorübergehend waren.

Indem Goede nun im folgenden seine Leser über die englische Presse unterrichtet, bestreitet er zunächst mit aller Entschiedenheit, daß die ministeriellen Zeitungsschreiber irgendwie bestochen seien, und zwar deswegen, weil sie keine hungrige Autoren seien, die ihre bürgerliche Ehre für ein Stück Geld verkaufen müßten, sodann, weil jedes Blatt die Aufsicht des Publikums und der Parteigegner zu gewärtigen habe, die begierig seien, ihm eine Schwäche abzulauern. Zeigt nicht hier der Autor, daß er sich durch seine Begeisterung den Blick für die Wirklichkeit hat trüben lassen, daß er nicht erkannt hat, daß es auch feinere Methoden gibt, die man weder Bestechung nennt, noch deren Vorhandensein überhaupt so klar zutage tritt? Was die Beur-

teilung der auswärtigen Politik angeht, so erkennt er zwar ganz richtig, daß sich hierin die Blätter der zwei Richtungen wenig unterscheiden; er glaubt, als Grund zu erkennen, daß beide nur der öffentlichen Meinung folgen, die meistens in dieser Hinsicht ziemlich einig sei. Sei sie aber einmal geteilt, so folgten auch die Zeitungsschreiber, da sie ja „bloß die Herolde der öffentlichen Meinung sind!" In der Erörterung des englischen Parteiwesens zeigt Goede, wie gründlich er sich in der Geschichte der politischen Theorien auskennt; mit möglichster Klarheit werden die theoretischen Gegensätze herausgearbeitet, den Unterschied zwischen den alten und neuen Whigs betont er besonders scharf, der Bedeutung Burkes wird er hier in vollem Maße gerecht. In der Art, wie er die Forderungen der Neu-Whigs auf Parlamentsreform bespricht, erkennt man aber doch auch, daß er von dem gesellschaftlichen Problem, das allem zugrunde lag, nicht die geringste Ahnung hat, und daß er auch seine politischen Ansichten fast nur aus Büchern und Zeitungen, nicht aus der Bekanntschaft mit den wirklichen Verhältnissen oder bedeutenden politischen Persönlichkeiten selbst gewonnen hat. Das unterscheidet ihn hauptsächlich von Brandes, mit dessen Ansichten er einiges gemeinsam hat. Jener kennt aus eigener Anschauung die vielen Mängel und Menschlichkeiten im englischen Staatsleben und schildert sie ohne Übertreibung. Gerade deshalb wirkt auch sein Optimismus viel überzeugender als der des nicht sehr eingeweihten Goede. Goede hat kein Verständnis dafür, daß es nur wenige exklusive Schichten sind, die den Gang des politischen Lebens in England bestimmen. Ihm genügt schon die Tatsache, daß sich beide Parteien um die Gunst der Wähler bemühen müssen, zum Beweis, daß das englische Parlament „vom Gemeingeiste und der öffentlichen Meinung unwiderstehlich regiert werde" (II S. 97).

Auch die Rechtsverhältnisse — und auf diesem Gebiet zeigt der Jurist Goede natürlich ausgebreitete Kenntnisse — sind seiner Meinung nach aufs allerbeste geordnet. Die wörtliche Auslegung des Gesetzes verbürgt ihm die volle Gerechtigkeit. Wenn er sich die Schattenseiten auch nicht verhehlt, so hält er doch die englische Justiz für die beste der Welt, wenigstens für die Bürger,

die nicht Juristen sind und sich nicht durch den Wust alter Bestimmungen hindurcharbeiten müssen. Aber auch die Juristen haben es noch leichter als ihre Kollegen in Deutschland, da ein wissenschaftliches Studium kaum betrieben wird. Die Vorteile der englischen Gerichtsverfassung sieht er außer in der strengen Auslegung „vorzüglich in der Publizität, in der Einrichtung der Jury und in der schleunigen Verfahrungsart" (II S. 149). Nachdrücklich betont er das große Vertrauen des Volkes zur Justiz infolge der Öffentlichkeit und dann auch ein erzieherisches Moment: in England geben selbst Leute mit geringer Bildung in Ruhe und mit voller Klarheit ihre Antworten ab, während in Deutschland auch die Gebildeten sich meist ängstlich und verlegen benehmen. Daß übrigens in den von Frankreich annektierten deutschen Landesteilen die Gerichtsverfassung ähnliche Züge aufwies, erwähnt Goede mit keinem Wort. Seine Begeisterung für die Jury geht sogar so weit, daß er sie im Widerspruch zu seinen Äußerungen über den Gemeingeist „die Basis der ganzen Verfassung nennt, die die Fugen des großen Gebäudes zusammenhält" (II S. 151). Es würde zu weit führen, im einzelnen alle Vorzüge und Mängel des englischen Rechtslebens aufzuzählen, über die Goede berichtet; jedenfalls zeigt er sich hierbei beschlagener und urteilsfähiger als in dem politischen Abschnitt.

Weniger selbständig ist dagegen sein Urteil über die Religionsverhältnisse; er weist auf das eigentümliche Problem hin, daß bei aller Freiheit (oder vielmehr wegen ihr), jedenfalls aber trotz des steigenden Reichtums die christliche Religion nirgends mehr Einfluß bewahrt habe als in England. Aber was er sagt, ist doch meist sehr schematisch und wenig tolerant: „Indeß daß unter anderen Nationen philosophische Titanen den Himmel stürmen, füllen sich die englischen Tollhäuser mit jenen Unglücklichen, die in frommer Verzückung oder im Eifer über ein christliches Dogma ihre Vernunft zerrütteten" (II S. 170). Ausführlich bespricht er die kirchlichen Rechtszustände; wie die meisten Deutschen hat er eine starke Vorliebe für die Sektierer und besonders die Quäker. — Das Gesamturteil über Goede wird dahin lauten müssen, daß er zwar über manche formalistische Einseitigkeiten eines Wendeborn oder Archenholz hinausgekommen ist, daß sein

Werk aber keinen Fortschritt in der Erkenntnis des englischen Staatslebens bedeutet, wenn man es mit den Darlegungen eines Brandes vergleicht. Immerhin werden die systematischen Ausführungen, die ja auch stets die neueste Geschichte berücksichtigten, allen Reisenden als praktisches Handbuch willkommen gewesen sein, und seine unbedingte Sympathie für England wird auch sonst wohl in Deutschland zur Zeit Napoleonischer Gewaltherrschaft Verständnis und Anerkennung gefunden haben.

Die Reisen, die Philipp Andreas Nemnich[1] in den Jahren 1799 und 1807 nach England gemacht hat, und deren Resultate er in zwei umfangreichen Bänden niedergelegt hat, dienten nur technisch-wirtschaftlichen Zwecken. Den ersten Band[2] könnte man einen Bädecker fürs Wirtschaftsleben nennen. Alles was einen Kaufmann oder Techniker an Handel und Verkehr, Statistik und Technik interessiert, wird in diesem Buch Ort für Ort mitgeteilt. Auf gründlicheren Studien beruht sein zweites Werk[3], aber die strenge Beschränkung auf das Fach macht, daß auch dieses für uns ohne weiteres Interesse ist. Friedrich Ratzel bezeichnet den Autor als fleißigen Sammler und Beobachter, jedoch ohne Tiefe und Originalität.

Der Freiherr Ph. L. W. von Vincke, der hervorragende Verwaltungsbeamte, langjähriger Oberpräsident von Westfalen und der Verfasser des klassischen Werkes über die Verwaltung Großbritanniens hatte schon frühe Sympathien für dieses Land genährt[4]. Als Knabe schon hatte er sehnlichst gewünscht, Kadett bei der englischen Marine zu werden, früh hat er sich mit englischer Sprache und Geschichte beschäftigt, als Student

[1] Vgl. Meusel: Das gelehrte Teutschland, Lemgo 1805, und Allgem. Deutsche Biographie; Artikel: Nemnich von Fr. Ratzel.

[2] Beschreibung einer im Sommer 1799 von Hamburg nach und durch England geschehenen Reise von P. A. Nemnich. Tübingen 1800.

[3] Neueste Reise durch England, Schottland und Irland hauptsächlich in bezug auf Produkte, Fabriken und Handlung; von Philipp Andreas Nemnich. Tübingen 1807.

[4] Über ihn vgl. E. v. Bodelschwingh: Leben des Oberpräsidenten Freiherrn von Vincke I. Berlin 1853.

liest er Justus Möser und Forsters „Ansichten". Der französischen Revolution ist er ein entschiedener Gegner, aber ebenso entschieden lobt er die „Öffentlichkeit und die Freiheit"[1]. Später liest er den „göttlichen Adam Smith"[2], verkehrt mit Albrecht Thaer und Büsch; immer ist es sein Wunsch, England auch selbst kennen zu lernen, aber erst im Jahre 1800 gelang es ihm, sich von seinen Pflichten, denen er mit eisernem Fleiß oblag, loszureißen und sich auf die Reise zu machen.

Sein Interesse war klar umschrieben: er wollte die hochentwickelte Industrie und Landwirtschaft studieren, um für die heimischen Verhältnisse zu lernen. Vom Minister Struensee erbat sich Vincke „Aufträge in Beziehung auf Einsammlung von Notizen über die Industrie und über die etwaige Verpflanzung englischer Arbeiter nach Preußen"[3]. Daß er daneben auch das Staats- und Gesellschaftsleben studierte, versteht sich für ihn von selbst. Sein Hauptzweck war es nicht. Große Reformen in der Staatsverfassung schienen ihm für Preußen damals noch nicht nötig. Ja, noch 1803 hält er den preußischen Staat eigentlich für den vollkommensten; und doch ward er kurze Zeit darnach einer der Hauptmitarbeiter am großen Reformwerk.

In London hielt er sich nicht allzulange auf, er quartierte sich vielmehr bei einem Pächter in Suffolkshire ein und verbringt da mehrere Monate mit dem gründlichen Studium der landwirtschaftlichen Verhältnisse. Dann macht er Reisen zu andern Landwirten und besucht schließlich auch Manchester, Sheffield und andere Industriestädte. In einem Brief an Stein äußert er sich selbst über die Eindrücke, die er empfangen hat[4]. Hinsichtlich der technischen Einrichtung findet er seine Erwartung über England weit übertroffen. Über den Nationalcharakter und die Verfassungsgrundsätze hält er mit seiner Meinung zurück; er ist sich über manches noch nicht ins Klare gekommen. Den Reichtum der englischen Lords, der selbst den mittlerer Fürsten in Deutschland übertreffe, bewundert er aufs höchste.

[1] Bodelschwingh, S. 45.
[2] Bodelschwingh, S. 96.
[3] Bodelschwingh, S. 130.
[4] Bodelschwingh, S. 137ff.

„Wenn er deren Macht mit der gesetzlichen Despotie des winzigen, erbärmlichen oberschlesischen Edelmanns vergleicht, möchte er wahrlich weinen, daß wir noch so weit zurück sind!“[1] Hier spricht der Schüler Adam Smiths, der Vorkämpfer für die Auflösung der alten Agrarverfassung; er tadelt den deutschen Adel, „der noch immer wähnt, der Staat könne nicht bestehen ohne seine eigene unbedingte Exemtion von allen wesentlichen Beiträgen, ohne Druck und Dienstbarkeit der andern Stände“[2]. Aber gottlob, so meint er einmal, ist in England nicht alles besser als bei uns; so möchte er sich hundertmal lieber dem Urteil eines preußischen Kriminal-Kollegiums als einer englischen Jury unterwerfen. Noch manches findet er zu tadeln im Kirchen-, Schul- und Armenwesen, in Zoll- und Akzisengesetzen, in der Polizeieinrichtung usw. Seine unbedingte Sympathie gehört jedoch der englischen Selbstregierung; „die Art, wie die Menschen hier so ganz durch und aus sich selbst regiert werden, ohne daß der Staat sich im mindesten darum zu bekümmern und dafür etwas auszugeben braucht, hat gewiß sehr viel Vorzügliches.“[2] So ist in diesem Brief an Stein die Hauptthese seines späteren so bedeutenden Werkes schon im Keime enthalten. — Sieben Monate hat diese Reise gedauert, die ihre Früchte zunächst nur in stiller Verwaltungstätigkeit trug, deren Anregung wir aber auch den Plan zu seinem Hauptwerk verdanken[3]. Eine zweite Reise unternahm er 1807, aber nicht, um Studien zu machen, sondern im Dienste großer politischer Aufgaben. Mit dem Fürsten von Wittgenstein und andern Diplomaten wollte er Canning bewegen, englische Hilfstruppen nach Westfalen zu senden, um Preußen, das in höchster Not war, zu retten. Der Friede von Tilsit machte indes alle Hoffnungen zunichte. Da er aber einmal in England war, da er ferner seit dem Verluste Westfalens sein Amt in Preußen verloren hatte, benutzte er die Gelegenheit und vervollkommnete seine Kenntnisse, dies-

[1] Bodelschwingh, S. 138.

[2] Bodelschwingh, S. 139.

[3] Darstellung der innern Verwaltung Großbritanniens, herausgegeben von B. G. Niebuhr. Berlin 1815.

mal besonders auf dem Gebiet der Verwaltung. Erst diese gründlichen Studien befähigten ihn zur Abfassung seines Werkes[1].

Niebuhr, der in seiner Vorrede schon das dürre Resultat der Vinckeschen Untersuchung gezogen hat, legt uns auch gleichzeitig dar, wie eng die Erkenntnis: daß die Freiheit ungleich mehr auf der Verwaltung als auf der Verfassung beruhe, mit dem politischen Wirken Vinckes zusammenhängt. Und sicher hat Niebuhr auch damit Recht, daß Vincke einen höheren Zweck als den der historischen Belehrung allein hatte, daß er eine Schilderung zur praktischen Beherzigung aufstellte. Aber man darf dies nicht dahin verstehen, als ob der Zweck, der ihn leitete, nun auch im einzelnen überall erkennbar sei. Vielmehr ist sein Streben nach unbedingter Sachlichkeit stets anzuerkennen. Ohne Umschweife geht Vincke auf sein Thema los: „Der leise und einfache, doch feste und kräftige Gang der großen Staatsmaschine in der ganzen innern Verwaltung ohne sichtbare Einwirkung der Regierungsgewalt" (S. 1), das ist das Interessanteste, was ihm bei der Beobachtung des englischen Staatswesens auffällt. Da gibt es nicht viele Regierungsbeamte, wenige bereiten sich handwerksmäßig auf die Staatsgeschäfte vor. Man findet nur wenige Minister (und doch ganz andere als in andern Staaten), ganz wenig Berufsrichter, wenig Soldaten und außerdem nur das Parlament, diesen „großen und unförmigen Körper" (S. 2). Auf dem Lande vollends verschwindet fast völlig jede Spur einer öffentlich regierenden Gewalt, und trotz allem reist man nirgends bequemer, schneller und sicherer — denn die Erzählungen von Highwaymen hält er für abenteuerliche Übertreibung — als in England. Handel und Wohlstand gedeihen trotz der angeblich hohen Taxen; trotz hoher Staatsschulden, von denen man schon so oft den Untergang des Staates erwartet hat, herrscht „Comfort" und glücklicher Lebensgenuß in allen Klassen. Fehlt

[1] Geschrieben wurde es schon 1808. Daß es erst 1815 herausgegeben wurde, erklärt Niebuhr in der Vorrede aus politischen Rücksichten: Eine Schrift von diesem Geist und Inhalt, welche dem französisch-westfälischen Verwaltungssystem den Krieg auf eine gar nicht zu verhehlenden Weise ankündigte, konnte dazumal und während der ganzen Dauer unserer Knechtschaft, freilich nicht im Druck erscheinen (Vorrede).

es auch nicht an Schattenseiten, z. B. Mangel an guten Schulen, mangelhafte Vorbeugung gegen Lebens- und Eigentumsgefahr, mangelhafte Zivil- und Kriminaljustizverfassung[1] — ohne Zweifel überwiegen doch die Vorzüge alle Mängel so sehr, daß man den Stolz des Engländers auf sein Vaterland begreifen kann, ja ihn darum beneiden muß. Was aber ist die Ursache dieses glücklichen Zustandes? Die vielen Reiseschriftsteller, mögen sie getadelt oder gelobt haben, scheinen Vincke doch die wesentlichen Ursachen aller Erscheinungen verkannt zu haben. Den auswärtigen Handel als die Quelle alles Guten und Bösen zu bezeichnen, hält Vincke für völlig verkehrt. Die Konstitution nennt er zwar ein großes Meisterstück in der Sonderung und Mischung der Gewalten und der Einigung aller zum gemeinen Besten, aber der Anteil des einzelnen Bürgers an der Regierung im großen verliert sich seiner Meinung nach bei näherer Analyse in ein unmerkbares Nichts und hat nur für diejenigen Interesse, die selbst politischen Einfluß gewinnen wollen, während er für das Volk nur in dessen Einbildung besteht. Hieran knüpft Vincke charakteristischerweise die Bemerkung, daß auch das von großer Bedeutung sei, und sagt somit, nur realpolitischer gewendet, dasselbe, wie wenn andere klagen, daß man das Volk mit dem Phantom des Wahlrechts täusche, oder daß es sich an dem Schein der Freiheit berausche. Als die eigentliche Ursache des Wohlstandes im englischen Staats- und Wirtschaftsleben rühmt Vincke die Zweckmäßigkeit der Gesetze und der bürgerlichen Einrichtungen und fährt dann fort: „Am allerbedeutendsten ist die Art und Weise, wie jene ausgeführt, und wie durch diese die Bestimmung der tauglichsten Ausführer und eine lebendige Kontrolle von beiden gesichert werden. Die hierauf abzweckenden Einrichtungen haben in Großbritannien eine eigentümliche Vollkommenheit erlangt, sie bestimmen den Charakter des Ganzen, und in ihnen löst sich das Rätsel so merkwürdiger Erscheinungen" (S. 7). Während er von der englischen Verfassung sagte, daß sie so an den Boden gewachsen, auf der Insel und an den Menschen hafte, daß sie schwerlich übertragen werden kann, ist er

[1] Schon in dem Brief an Stein hatte er diesen Umstand gerügt. Jetzt begründet er ausführlich seine Auffassung.

allerdings der Meinung, daß auf dem Gebiete der innern, der „staatspolizeylichen" Verwaltung sich manches auch für andere Länder eignen dürfte, und sie im einzelnen darzustellen, ist das eigentliche Ziel seiner Darstellung. Er scheidet zwischen solchen Aufgaben, die gänzlich dem Volk überlassen sind, und andern, die den öffentlichen Beamten obliegen, „welche Mittelspersonen der britischen Verwaltung zwischen dem Volk und dem Könige abgeben" (S. 9). Ihrer gibt es vier Kategorien: erstens die Lordlieutenants, zweitens die Sheriffs und Coroners, drittens die Justices of the Peace, und viertens die Constables. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Darlegungen Vinckes über Rang, Stellung und Aufgabenkreis dieser Beamten referierend wiederzugeben. Vincke gibt eine historische Herleitung dieser Beamtengruppen und schildert auch die verwaltungstechnischen Einzelheiten, wie sie sich ihm, einem gebildeten Verwaltungsbeamten, in der Gegenwart darstellten, und wofür er ein ebenso großes praktisches Interesse wie theoretisches Verständnis besaß. Die wissenschaftliche Sachlichkeit und die nüchterne Aufzählung aller Befugnisse und Rechte wird hier und da unterbrochen durch wohlerwogene Äußerungen des Lobes, seltener auch des Tadels. Die Einrichtung der Friedensrichter nennt er „das Fundament aller in Großbritannien angetroffenen Vortrefflichkeit" (S. 15), und ein andermal sogar „vielleicht das allervollkommenste Institut, welches die Verfassung irgend eines Landes aufzuweisen vermöchte" (S. 70). Besonders rühmt er, daß dem Friedensrichter in der Anwendung der Gesetze ein gewisser Spielraum gelassen ist, „wodurch er nicht erst konsiderieren, ponderieren und distingieren muß, ob er nicht irgendwo anstößt, verletzt oder überschreitet" (S. 38). Stets hebt er geflissentlich alles hervor, was der Vereinfachung und Erleichterung der Geschäftsführung dient. Zu wenig Regierung hält er ja immer für besser als zuviel Regierung. In der Schlußbetrachtung dieses Abschnittes rühmt er noch einmal nachdrücklich, daß die innern Angelegenheiten ohne Eingreifen der Regierung verwaltet werden, wie er es schon in dem Brief an Stein formuliert hatte, und daß trotzdem die „große Maschine sich frey und einfach, und doch in ihrem Gange so sicher bewegt" (S. 89).

Die königliche Regierung behandelt Vincke seinem Thema gemäß nur, soweit sich ihre Tätigkeit auf die innere Verwaltung bezieht, und das ist ja nicht eben viel. Dagegen muß er natürlich über die Einrichtung und Funktion des Parlaments ausführlicher reden, denn diese Behörde besitzt die Gewalt, „die notwendige Aufsicht über die Verwaltung auszuüben, Gesetze zu geben, ja sie hat sogar in gewisser Art eine ausübende Gewalt." Auch hier erübrigt es sich, im Anschluß an Vincke die Einrichtung und den Geschäftsgang zu beschreiben[1]; es genüge zu sagen, daß Vincke — sehr im Gegensatz zu seinen Vorgängern — nicht in den Plenarsitzungen, sondern in den Kommissionen den Schwerpunkt der fruchtbaren Arbeit sah. Übrigens hat er wohl erkannt, daß für den einzelnen Beamten nicht das parlamentarische Aufsichtsrecht das Bedrückende oder Beschränkende ist, sondern das parlamentarische Gesetzgebungsrecht. Doch ist er weit entfernt, dies zu tadeln; denn es wird durch die „heilige, nicht zu beseitigende Rücksicht der nie beamtlicher Willkür preis zu gebender Freiheit und Eigentumsrechte" (S. 108) gerechtfertigt.

Anders steht es dagegen mit dem, was die gesetzgebende Macht über Sitten-, Kirchen- und Gewerbepolizei bestimmt und reguliert. Vincke sagt, daß vieles davon mit der bürgerlichen Freiheit und mit den Prinzipien „einer geläuterten Nationalökonomie (und dem System von Adam Smith) geradezu im Widerspruch steht!" (S. 108). Und er fügt, bezeichnend für seinen theoretischen Individualismus und seine praktische Staatsgesinnung, hinzu, daß auch hier die Individuenfreiheit zugunsten der Staatsbefugnisse notwendigerweise eingeschränkt sei, daß man aber den Individuen dadurch einen Ersatz habe geben wollen, daß man ihnen selbst die Ausführung dieser vielfach beschränkenden Bestimmungen übertragen habe.

Den Schluß der Vinckeschen Darstellung bildet eine Schilderung derjenigen Aufgaben, die, in andern Ländern Sache der

[1] Vincke stützt sich hierbei teilweise auf das staatsrechtliche Werk eines deutschen Juristen Th. Schmalz, der nie in England war. Über sein Werk, Die Staatsverfassung Großbritanniens. Halle 1806, urteilt R. von Mohl, daß es dem Inhalt nach dürftig, manches schief, einiges geradezu falsch sei. Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. 1855. II. S. 147.

Regierung, in England den Einwohnern selbst übertragen sind. Dahin gehören die Verwaltung der größeren und kleineren Gemeinden, die Verwaltung des Kirchenvermögens, das Armenwesen u. a. An Aufgaben, die nur durch die private Tätigkeit von Einzelpersonen oder durch Vereinigungen gelöst werden, zählt er wissenschaftliche Institute, öffentliche Sammlungen, Versicherungen usw. auf. Den Geist der freien Selbsttätigkeit, den „brittischen Sozietätsgeist" nennt Vincke (gewiß nicht mit Unrecht) auch einen Haupthebel der Industrie und des Handels und führt sogar (hier vielleicht mit geringerem Recht) die Schlagfertigkeit der Landesverteidigung auf diese Ursache zurück.

So muß natürlich seine Schlußbetrachtung in eine ausgesprochene Bewunderung ausklingen. Er bejaht trotz aller Mängel im einzelnen freudig den Geist des Systems im ganzen; er erinnert an die beispiellose Dauerhaftigkeit der Grundeinrichtung, an die germanische Wurzel des englischen Rechts, das bei andern Nationen sich nur noch in toten Geschichtsbüchern finde, in England allein in lebendiger Weiterentwicklung. Hier sei die alte Einfachheit und ungekünstelte Vernunft erhalten geblieben, hier habe das Volk das Recht bewahrt, sich selbst zu richten, sich selbst durch die Verständigsten aus seiner Mitte zu regieren. Als Grund dieser besonderen Entwicklung erkennt er die insulare Lage, die dem Reich Sicherheit ohne große Armee verschafft und es völlig auf sich selbst gestellt habe. So sei der Gemeingeist und durch diesen die öffentliche Meinung und die Publizität entstanden. Ganz folgerichtig leitet also Vincke die innere Politik von der äußeren Lage des Staates ab! In England gelte nicht der Grundsatz, daß die Regierung alles für das Volk tun müsse, nichts durch das Volk geschehen lassen dürfe, sondern im Gegenteil tue die Regierung nichts für das Volk, alles aber geschehe durch das Volk. Wenn in andern Ländern wissenschaftlich gelehrte Beamte die Regierung ausübten, regiere hier der gesunde Menschenverstand bloß praktischer gemeinsinniger Männer unter der Kontrolle des Publikums. In andern Ländern sei die freie Wirksamkeit der Untertanen beschränkt, das untere Volk lebe in Dummheit und Verkommenheit, „in der betäubendsten bür-

gerlichen Apathie" (S. 151) dahin; in England aber seien selbst die untersten Klassen gewöhnt, alles, und besonders sich selbst in Beziehung zur Nation zu bringen und immer sich ihrer Würde als selbständige Mitglieder des Ganzen bewußt zu werden. Und wenn Vincke als praktisches Ergebnis seiner Untersuchung glaubt aussprechen zu dürfen, daß auch in andern Ländern — er spricht immer sehr allgemein, denkt aber wohl doch dabei an Preußen — das Volk fähig sei, seine Geschäfte selbst zu führen, so weiß er wohl, daß die eigentliche Staatsgesinnung, politisches Verständnis und Gemeingeist, eigentlich als notwendige Voraussetzung vorher vorhanden sein müßte. Aber von diesem alle Tätigkeit lähmenden Zirkelschluß befreit ihn sein kühner Optimismus. Er nennt es eine tröstende Erfahrung, daß diese notwendigen Bedingungen sich eben von selbst einstellen, wenn eine freie Wirksamkeit erst einmal vorhanden ist. Durch einzelne Beispiele von freier Tätigkeit der Einwohner bei Wohltätigkeitsanstalten (offenbar in Preußen) glaubt er sich zur Hoffnung berechtigt, daß auch ein Erfolg im großen nicht ausbleiben wird; wenn man auch noch lange „von dem erhabenen Vorbild der britischen Vollkommenheit" entfernt bleibe, so sei doch schon der glückliche Anfang ein großer Gewinn. Nicht Nachahmung der Verfassung schlägt Vincke vor, sondern nur „Publizität, freye Ungebundenheit des öffentlichen Urteils über öffentliche Personen und Gegenstände — und wir werden bald aus der schönen Blüte des Gemeingeistes die goldene Frucht der öffentlichen Meinung sich bilden sehen!" (S. 154.)

Vinckes Buch ist aus der geistigen Strömung hervorgegangen, die wir als Anglomanie kennen gelernt haben. Seine persönlichen Schicksale wie seine wissenschaftliche Studien haben ihn in diese Richtung gewiesen. Was ihn von allen Vorgängern unterscheidet, ist die tiefere Erkenntnis. Er sah eben das Land und seine Einrichtungen mit den Blicken eines erfahrenen Verwaltungsbeamten; er erkannte die besondere Eigentümlichkeit der englischen Verwaltung, ihre gänzliche Verschiedenheit gegenüber den Verwaltungen etwa in Preußen oder in Frankreich. R. v. Mohl nennt sein Buch ein Meisterwerk und meint, daß man seine Leistung fast eine Entdeckung nennen

könnte[1]; doch verschweigt er auch einige Mängel nicht, besonders daß die Schattenseiten des englischen Verwaltungssystems nicht genügend hervorgehoben seien. Dies ist jedoch nur bedingt richtig; einzelne Mängel hat auch Vincke erkannt und getadelt. Was man ihm aber vorwerfen kann, ist etwas Prinzipielles: er spricht so viel von der Selbstverwaltung des Volkes und weiß doch, daß es fast nur der Adel ist, der die Politik bestimmt und die Verwaltung leitet. Also auch er verkennt teilweise das gesellschaftliche Problem. Daß in den Städten ein reiches, durch den Kapitalismus immer mächtiger werdendes Bürgertum aufstrebte, daß ferner infolge des Kapitalismus und der industriellen Blüte das Proletariat und die soziale Not sich ständig vermehrte, dem hat er nicht die nötige Beachtung geschenkt. Aber man darf ihm das nicht allzu schwer anrechnen; einmal lebte er die meiste Zeit auf dem Lande, und dann hatte er auch aus seiner preußischen Heimat her kaum die richtige Einstellung für diese Dinge mitbringen können.

Gänzlich falsch wäre es, ihm in der Schilderung der politischen Gesinnung der Engländer irgend eine Originalität zuzuschreiben. Nicht nur Brandes, auch die literarischen Anglomanen des 18. Jahrhunderts haben das Wesentliche schon erkannt. Moritz z. B. betonte 1782 mit aller Schärfe den Unterschied gegen Preußen: „O, lieber Freund, wenn man hier siehet, wie der geringste Karrenschieber an dem, was vorgeht, seine Teilnehmung bezeigt, wie ein jeder sein Gefühl zu erkennen gibt, daß er auch ein Mensch und Engländer sei, so gut wie sein König und Minister, dabei wird einem doch ganz anders zu Mute, als wenn wir bei uns in Berlin die Soldaten exerzieren sehen!“[2] Aber trotzdem hat, was Vincke sagt, mehr Gewicht; denn er urteilt nicht auf Grund einer Stimmung oder einer zufälligen Beobachtung, sondern eine eindringende und sachliche Untersuchung ist seinem Urteil vorangegangen.

Die Frage, ob und wie weit Vincke in den Reformvorschlägen, die er machte, und in den Reformen, an denen er mitarbeitete,

[1] R. v. Mohl: Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. Erlangen 1856. II. S. 47.

[2] Siehe oben S. 45.

von englischen Einflüssen geleitet worden ist, wie weit er sie den besonderen Bedürfnissen seines Staates angepaßt hat[1], kann hier nur berührt, keinesfalls gelöst werden. Noch herrscht ja in der Wissenschaft Streit darüber, ob damals französische Staatsauffassung vorbildlich war, oder nicht. Das aber glauben wir sagen zu können: Wenn nicht, wie Max Lehmann will, neben dem französischen auch der englische Einfluß von einiger Bedeutung war, sondern wenn die Reformen aus dem „ureigenen deutschen Geist" geboren worden sind, von dem E. v. Meier spricht, dann hat die Anglomanie mindestens an der Erweckung dieses Geistes einen gewichtigen Anteil gehabt.

B. Reiseerzählungen.

Die bekannteste aller Reisebeschreibungen über England sind heute ohne Zweifel Georg Forsters „Ansichten vom Niederrhein". Der berühmte Weltumsegler hatte nach seiner Seereise trotz anfänglich glänzender Aussichten eine Enttäuschung nach der andern erlebt und mußte froh sein, endlich in Mainz eine Stelle als Universitäts-Bibliothekar zu erhalten. Auch hier fühlte er sich innerlich nicht befriedigt. Um etwas aus den mißlichen Verhältnissen seines Berufes herauszukommen, unternahm er 1790 mit seinem jungen Freunde Alexander von Humboldt eine Reise nach Holland, England und Frankreich. Eine Nebenabsicht war dabei auch, von der englischen Regierung endlich die noch schuldige Belohnung für die Teilnahme an Cooks Seereise zu erhalten[2]. Aus den Briefen, die er an seine Frau Therese schrieb, und aus seinen Tagebüchern[3] erwuchsen dann die „An-

[1] Charakteristisch ist, daß Stein ihn ermahnt hat, dem englischen Staatsideal nicht unterschiedlos nachzustreben. Nach E. v. Meier: Reform der Verwaltungsorganisation I, S. 360.

[2] Die Vermutung R. M. Meyers, daß die Reise der La Roche ihn dazu veranlaßt hätte, wird durch nichts bestätigt; daß sie ihm einen Empfehlungsbrief an Warren Hastings mitgegeben hat, ist noch kein Beweis; vgl. Jahrbb. für neue Lit.-Geschichte. 1895.

[3] Briefe und Tagebücher Georg Forsters von seiner Reise am Niederrhein in England und Frankreich im Frühjahr 1790, hrsg. von A. Leitzmann. Halle 1893.

sichten vom Niederrhein"[1], die in der deutschen Literaturgeschichte bis heute als ein klassisches Werk gelten. Auch aus der Reihe der hier zu behandelnden Werke ragen sie weit hervor: an umfassender Bildung und tiefer Empfänglichkeit kann sich kein Autor mit Forster messen. Wenn wir aber in unserem Zusammenhang von einer literarischen Würdigung absehen und nur fragen, was Forster für die Verbreitung oder Vertiefung politischer Kenntnisse bedeutet, so wird man ihn kaum so hoch stellen können; denn es sind eigentlich nur wenige Stellen, an denen er sich über ein politisches Thema äußert, und man merkt ihm an, daß es nicht mit großem Interesse geschieht. Von der leidenschaftlichen Teilnahme, die er als Mainzer Klubist betätigte, ist noch wenig zu merken. Auch muß man sagen, daß Forster England in vielem nicht verstanden hat und auch nicht verstehen konnte. Einmal war er ein Enthusiast, dem die Nüchternheit der Engländer, „ihre natürliche Kälte und Zurückhaltung" (Briefe S. 117), widerwärtig war, und dann war er ein Weltbürger, der für die stärkste Seite des englischen Wesens, für das hochentwickelte Nationalbewußtsein, schlechterdings kein Organ besaß. „Ubi bene ibi patria muß der Wahlspruch des Gelehrten bleiben", schrieb er selbst an seinen Verleger Voß in Berlin, der von ihm verlangte, ein Preuße zu bleiben (VIII S. 274). Um so mehr Interesse besaß er für die sozialen Verhältnisse. Daß der Unterschied der Stände in England geringer sei als auf dem Kontinent, bemerkt auch er mit Wohlgefallen; er spricht „von der Familiarität des Umgangs zwischen Menschen aus allen Ständen" (III S. 265), und es freut ihn, daß in den englischen Wirtshäusern der gewöhnlichste Passagier wie der erste Lord bewirtet wird. Für Forster ist eben wie für fast alle seiner Zeitgenossen die soziale Frage zum geringsten Teil eine wirtschaftliche. Der aufgeklärte, d. h. geistig mündig gewordene Bürger verlangt die gesellschaftliche Anerkennung neben dem Adel. Das Naturrecht sagt ihm, daß die Menschen eigentlich alle gleich sind. Kritisch wägt er die Leistungen und die Ansprüche des Adels gegeneinander ab. Lieber als den Geburtsadel will er

[1] Ansichten vom Niederrhein usw. in den Sämtl. Werken, hrsg. von seiner Tochter. 9 Bände. Lpzg. 1843.

noch den Geldadel gelten lassen. „Aber die Furcht vor der privilegierten Klasse der Nation ist ein Schandfleck von angestammter Niederträchtigkeit, der die menschliche Natur entehrt," sagt Forster (S. 380). Deutlich vernimmt man hier die Phraseologie der französischen Revolution, mit der Forster schon damals sympathisierte, und deren Forderungen er im sozialen Leben — merkwürdig genug — in England wenigstens teilweise realisiert sah! Daß es auf dem politischen Gebiet anders war, bemerkte Forster wohl: „Englands beinahe uneingeschränkte bürgerliche Freiheit ist bei den Gebrechen der politischen immer noch in Gefahr" (I S. 128). Dieses Gebrechen ist natürlich das Wahlrecht, dessen Ungerechtigkeit er dadurch veranschaulicht, daß er einmal über die wirtschaftliche Bedeutung Birminghams, das kein Wahlrecht besaß, ausführlich berichtet, um dann später von einem Wahlfest zu erzählen, wo der Herzog von Marlborough die Parlamentsmitglieder wählen ließ. Trotzdem will er nicht alle Betrachtungen, die er angestellt hat, mitteilen, und er meint nur, soviel sei gewiß, „daß die blinden Verteidiger und übertriebenen Lobredner ebensoweit vom Ziele seien, als die plumpen Tadler dieser berühmten und in der Tat merkwürdigen Verfassung" (S. 428). Die Mittelstellung, die Forster in der Verfassungsfrage einnimmt, ist aber auch ein Fortschritt in der Erkenntnis. Gewiß, Forster war Anhänger der französischen Revolution, und er wollte, daß alles Gewordene sich vor dem „Richterstuhl der Vernunft" rechtfertigen müsse, um ein Recht zur Existenz zu haben. Aber gerade das radikale Denken hat ihm die Erkenntnis gegeben, daß die englische Verfassung eben nicht die Inkarnation aller menschlichen Vernunft sei, wie die Beurteiler vor 1789 doch im allgemeinen geglaubt hatten. Er ist der erste, der einen Satz aussprach, wie den: „Kein Volk hängt so blindlings an den alten Formen, wie das englische. Es knüpft den Begriff seiner politischen Existenz daran" (S. 430). Er erkennt also das historisch Gewordene in England, nur billigt er es nicht. Der radikale Versuch Frankreichs, die Wirklichkeit völlig nach den Forderungen der Vernunft zu gestalten, war ihm weit sympathischer. Wie gesagt, nimmt das Politische in Forsters Ansichten nur einen geringen Raum ein, und man muß es sich

versagen, aus den wenigen, oft widerspruchsvollen Andeutungen eine Gesamtansicht herauskonstruieren zu wollen. Es konnte ihm ja bei der ganzen Art seiner Darstellung nicht auf Vollständigkeit ankommen. Er knüpft seine Betrachtung nur an Selbsterlebtes an; so erwähnt er von öffentlichen Einrichtungen nur das Gerichtsverfahren, als dessen begeisterten Anhänger er sich zeigt; denn er hat dem Prozeß gegen Warren Hastings vor dem Oberhaus beigewohnt, und „er möchte wohl einmal im alten Athen gewesen sein, um einen Vergleich mit einer Gerichtsverhandlung des heiligen Volkes von Athen anstellen zu können" (S. 18). Sein Urteil über die englische Art, Recht zu sprechen, faßt er in die Worte: „Göttliche Publizität, erhabene Würde der Gerechtigkeit, die nicht das Licht scheut!" (S. 367.) Man ist im Zweifel, ob es nur phrasenhafte Begeisterung für ein Prinzip oder ehrliche Entrüstung über erfahrenes oder mögliches Unrecht ist, wenn man die leidenschaftlichen Ausbrüche revolutionärer Gesinnung liest, wie die: „Im Verborgenen richten ist Meuchelmord. Jeden, den ein Urteil traf, das im Verborgenen gefällt und motiviert wurde, ist ein Tyrannenopfer — mithin ist er zurückgestoßen aus dem Bunde der bürgerlichen Gesellschaft in die Sphäre des natürlichen Lebens, wo jeder sein eigener Rächer ist" (S. 368). Das Recht auf Revolution, das Forster hier verkündet, hat er wohl schwerlich den englischen Rechtsanschauungen seiner Zeit entnommen.

Das wirtschaftliche Leben Englands hält Forster in manchem für Deutschland vorbildlich. Er schildert das Zunftwesen und seine politische Bedeutung, er erklärt den Unterschied gegenüber dem deutschen Zunftwesen und lobt die verhältnismäßige Gewerbefreiheit. Er spricht über die hochentwickelte Industrie in Birmingham und andern Orten und bringt interessante Zahlen für deren rapide Entwicklung. Er schildert schließlich auch den Stand der Landwirtschaft und prophezeit ihr eine glänzende Zukunft. Er meint, wohl von physiokratischen Anschauungen beeinflußt, daß der auswärtige Handel einmal abnehmen und in mehrere Hände verteilt werden müsse. Alsdann habe die Landwirtschaft eine solche Blüte und Kaufkraft erreicht, daß die Industrie allein durch den vermehrten innern Absatz ihrer Pro-

dukte für die Verluste im Außenhandel entschädigt werde, und England wird „in seiner eigenen Unabhängigkeit schöner aufblühen, als es mit Hilfe seiner allumfassenden Schiffahrt und seines auswärtigen Debits je blühte!" (S. 396.) Forster sollte es nicht mehr erleben, daß die Entwicklung gerade den umgekehrten Verlauf nahm, als er prophezeite und wünschte. Glücklicher zeigte er sich in der Beurteilung der Wirtschaftsgesinnung. Er findet, daß der Geist der Tätigkeit den Engländer am meisten von allen andern Nationen unterscheidet. Wenn ein Deutscher, Franzose oder Italiener 30 oder 40000 Taler habe, halte er es für unter seiner Würde, noch zu arbeiten; der Engländer fange damit erst recht an und finde seine eigentliche Befriedigung in der Arbeit.

Was im übrigen die Schätzung des englischen Nationalcharakters angeht, so ist auch hier eine merkwürdige Zwiespältigkeit und Unklarheit zu bemerken; es wurde oben schon erwähnt, daß er die Steifheit und Zurückhaltung der Engländer unangenehm empfand; doch gesteht er ihnen eine, wenn auch etwas eigentümliche Gastlichkeit zu. Ganz verschwommen und unklar ist es, wenn er sagt, „daß die Engländer Gutherzigkeit, Empfindsamkeit, Roheit und Sinnlichkeit beisammen hätten" (S. 363), und in einen völligen Widerspruch gerät er, wenn er einmal behauptet, „die Erziehung raube dem Engländer die Gelegenheit, sein Herz und seinen Geist auszubilden" (S. 364), und einige Seiten später die Höflichkeit und Toleranz des gemeinen Mannes so erklärt: „Diese Ausbildung ist unstreitig eine Folge der in England so allgemeinen Zeitungslektüre und ein Beweis für die Milde des echt englischen Charakters, der am Ende der Vernunft doch immer Gehör gibt" (S. 381). Forster konnte wohl manche politische Einrichtung, manchen Zug im englischen Nationalcharakter loben, seine Sympathie gehörte aber doch seit den Ereignissen der Revolution und vollends, seit er in Frankreich war, den Franzosen. Das bezeugt vor allem seine Gattin Therese: „Die lebhaftesten Eindrücke, die er zurückbrachte, waren Mißvergnügen über England und eine enthusiastische Freude über Frankreich, das er in dem günstigsten Moment seiner politischen Bewegung, in den Tagen des Bundesfestes 1790 durchreiste."[1]

[1] Nach Geerds: Einleitung zu Forsters „Ansichten" bei Reclam. S. 8.

Daß diese Behauptung in ihrer vollen Schärfe aus seinen „Ansichten" allein nicht zu entnehmen ist, muß allerdings zugegeben werden, aber wir sahen ja bereits, daß Schärfe und Bestimmtheit nicht seine Sache war. So muß unser Urteil auch hier wesentlich ungünstiger lauten als die herkömmliche Ansicht will. Forster hat zwar geistreich geschrieben, aber von der „Klarheit der Anschauung und dem Treffenden des kenntnissicheren Urteils"[1] konnten wir nur wenig bemerken. Das Großartige an Forster sind zweifellos seine Naturschilderungen und überhaupt die Universalität seines Beobachtens. Am besten hat er selbst die Weite seines Interessenkreises gekennzeichnet: „Das Fach der Wissenschaft, auf welches ich mich vorzüglich gelegt habe, ist die Kenntnis der Natur in ihrem weitesten Umfange, von Philosophie, schönen Wissenschaften und Künsten habe ich einigen Vorgeschmack; Geographie, Geschichte, Politik, Statistik, Handlungsgeschichte sind Lieblingsfächer, womit ich meine Nebenstunden von jeher ausgefüllt habe." Von all diesen Wissenszweigen hat er auch einiges in seinen „Ansichten" niedergelegt; aber man wird nicht verlangen dürfen, daß er überall auch reife Urteile hat fällen können.

Von den Einwirkungen der französischen Revolution zeigt sich kein Autor weniger berührt als F. W. von Schütz[2]. Dieser, ein geborener Sachse, war zur Zeit seiner Reise Legationssekretär bei der französischen Botschaft in Hamburg. Was der Untertitel seines Werkes[3]: Ein Gegenstück zu Herrn von Archenholz, England und Italien, schon verrät, wird in der Vorrede noch genauer auseinandergesetzt. Sein Ziel ist es hauptsächlich, den zwar guten, aber allzu idealisierenden Beschreibungen Archenholzens entgegenzutreten und ein unparteiischeres und deswegen notwendig ungünstigeres Bild von England und seinen Bewohnern zu entwerfen. Wie es schon die Briefform mit sich bringt, kann er dabei nicht systematisch vorgehen; weniger

[1] Koch: Literaturgeschichte, S. 231.

[2] Vgl. Gödecke V, S. 384.

[3] F. W. v. Schütz, Briefe über London. Ein Gegenstück zu Herrn von Archenholz' England und Italien. Hamburg 1792.

Allgemeinurteile will er fällen, als nur eben Tatsachen anführen und sie dem Leser zur Beurteilung überlassen. Nur so könne man völlig unparteiisch bleiben. Das aber schon in der Auswahl, und besonders in der seinigen, die Kritik liege, bedenkt er nicht.

In England herrsche Freiheit, sagen fast alle Autoren. Wie stimmt es aber dazu, daß zahllose Galgen die Gegend entstellen, daß man Zollplackereien ausgesetzt ist, wie man sie nirgends in Deutschland kennt, daß man am Sonntag sich nicht das harmloseste Vergnügen gestatten kann, daß Katholiken und Dissenters von den Staatsämtern ausgeschlossen sind, daß jeder freie Bürger unversehens „gepreßt" werden kann? Viele nennen es Freiheit, was ihm nur Zügellosigkeit, Unbildung und Roheit ist: daß der Pöbel in London Straßenaufzüge macht, daß die Kurpfuscherei, ohne durch die Polizei behelligt zu werden, in höchster Blüte steht, daß im Theater mit Orangen geworfen wird, daß man ungestraft boxen darf — und gar noch in der Öffentlichkeit und für Geld! Wohl hat die freie Erziehung der Jugend gewisse Vorteile, aber geht dabei nicht „die schuldige Achtung vor den Ältern verloren?" (S. 158.) Die Anglomanie der deutschen Reisenden hat von dem englischen Nationalcharakter ein Bild entworfen, das er keineswegs überall bestätigt findet. Man hat den Patriotismus, die Großmut, die Ehrlichkeit, den Fleiß und die Tätigkeit des Engländers gerühmt. Schütz gefällt sich darin, gegen alle diese Behauptungen negative Instanzen anzuführen. Er bringt Beispiele, die zeigen sollen, daß der sogenannte Patriotismus nichts ist, als hochmütiger Dünkel und Verkennung der andern Nationen, oft sogar nur Berechnung schlauer Politiker; er zeigt durch weitere Beispiele, daß die Engländer weder stets großmütig und freigebig, noch tätiger und fleißiger sind, als andere Nationen. Aber was will das alles besagen? Das haben ja auch die andern Schilderer schon gewußt, und prinzipiell will auch Schütz an dem herkömmlichen Bilde nichts ändern; wenn er etwas allzu scharf kritisiert hat, fühlt er sich immer wieder verpflichtet, Lob und Anerkennung mit unterfließen zu lassen. Er gibt zu, daß der Ton im Verkehr der Stände untereinander viel menschlicher ist als in Deutschland, daß die Freiheit eben trotz allem in vielen Dingen größer

ist als anderswo. Auch ihm ist England das Land der Philosophie, wo trotz allen Aberglaubens das freie Denken geübt und der Fortschritt des gesunden Menschenverstandes gefördert wird. Auch ihm scheint die englische Justiz trotz allen Mängeln die beste von der Welt, die sozialen Verhältnisse am glücklichsten geordnet zu sein. Er unterscheidet sich also von den Anglomanen bloß dem Grade, nicht der Art nach. Aber gerade daß er so im einzelnen kritisiert, ohne einen eigentlich neuen Gedanken zu äußern, gibt seinen Briefen etwas entschieden Kleinliches.

Dasselbe Bild sehen wir bei seinen politischen Betrachtungen, die er, wie alle, die nicht systematisch schreiben, an den Besuch des Parlaments anknüpft. Auch er bekennt, daß gerade sein Aufenthalt in England ihn veranlaßt hat, die englische Verfassung und das politische Leben überhaupt zu studieren. Er beschreibt zunächst die Einrichtung der beiden Häuser, die Geschäftsordnung, das Benehmen der Abgeordneten in ähnlicher Weise und mit gleicher Ausführlichkeit, wie etwa Moritz.

Was nun seine Beurteilung der Verfassung selbst angeht, so ist sie, wenn man alle Unklarheiten und Ungenauigkeiten übersieht, etwa so zu bestimmen. Theoretisch ist die englische Verfassung eine Mischung von monarchischen, aristokratischen und demokratischen Elementen anzusehen, dargestellt durch den König, der die Gesetze sanktioniert und das Parlament auflösen kann, durch das Oberhaus, das ein Mitbestimmungsrecht bei den Gesetzen hat und den höchsten Gerichtshof darstellt, und durch das Unterhaus, dem als eigentlicher Volksvertretung die Bewilligung aller Auslagen obliegt. Die Praxis zeigt aber ganz andere Züge. Des Königs Einfluß überwiegt weit den der beiden andern Faktoren. Durch seine großen Machtmittel in der Verwaltung und in der Kirche, durch seine reichen Einkünfte kann er sie sich gefügig machen, und das geschieht auch in reichem Maße. Zudem sind die Wahlen keineswegs „frei", sondern sie kommen meistens durch Patronage der Lords oder Bestechung der Nabobs zustande. Nimmt man hinzu, daß durch die siebenjährige Legislaturperiode der Einfluß der Regierung noch vermehrt wird, so ist klar, daß die englische Freiheit eigentlich nur in einem „Freiheitstaumel des Volkes" (S. 147) besteht. Aber man höre

nicht allzuviel Kritik heraus! Um eine Ablehnung des Systems ist es ihm keineswegs zu tun; im Gegenteil, er leugnet nicht, daß die Konstitution von England das Meisterstück aller Regierungsformen sei. Nur müssen alle Faktoren immer in den Schranken bleiben, die ihnen von Rechtswegen zugewiesen sind. Dann kann die ganze Maschine so in Gang gebracht werden, daß sie ihre Wirkung zum Wohl des Ganzen nicht verfehlt. Man sieht, er stimmt mit den Bewunderern der englischen Verfassung völlig überein, nur die Abweichungen in der Wirklichkeit und die menschlichen Schwächen beurteilt er etwas schärfer als andere.

Von wirtschaftlichen Dingen redet Schütz wenig. Als er einmal auf die große Teuerung in London zu sprechen kommt, erklärt er als die Ursache desselben den Handel, besonders den mit Lebensmitteln! Von dem industriellen und merkantilen Aufschwung des damaligen Englands oder von den Staatsfinanzen hören wir nichts. Dagegen erregen seine kurzen Ausführungen über die Landwirtschaft unser ganzes Interesse. Er rühmt die englische Fruchtwechselwirtschaft gegenüber der deutschen Dreifelderwirtschaft! Hier wird also zum erstenmal in der Reiseliteratur das System erwähnt, dessen Einführung durch Albrecht von Thaer von so epochemachender Bedeutung für die deutsche Wirtschaftsgeschichte geworden ist[1]. So können wir hier einmal an einem konkreten Beispiel erkennen, wie weit die Anregungen solcher Reisebeschreibungen (ob es nun diese oder eine andere sei, ist nebensächlich) gegangen sind.

Eine Reisebeschreibung ganz anderer Art sind Schaeffers Briefe von England[2]. Der Verfasser war Leibarzt des Fürsten von Thurn und Taxis, begleitete als solcher dessen Söhne auf einer Reise durch die westlichen Länder Europas und durch

[1] Thaer selbst, der nie in England gewesen ist, sagt in seiner „Einleitung zur Kenntnis der englischen Landwirtschaft" (Vorrede zur 2. Aufl.) 1801, daß er sehr viel von Freunden gelernt habe, die in England zum Zweck landwirtschaftlicher Studien gereist sind! Thaer war Hannoveraner.

[2] Briefe auf einer Reise durch Frankreich, England, Holland und Italien, geschrieben von D. J. Christian Gottlieb Schaeffer. 2 Bände. Regensburg 1794.

Italien. Aus Briefen, die er an einen Freund, auch einen Mediziner, schrieb, sind dann die zwei Bände erwachsen. Die Reise selbst wurde in den Jahren 1787 und 1788 unternommen, die Briefe wurden aber gesammelt erst 1794 herausgegeben und mit einem Vorwort versehen, in welchem Schaeffer es sich nicht versagen kann, über die neuesten Ereignisse in Frankreich seine stärkste Entrüstung zu äußern. In den Briefen selbst spielt aber das Politische nur eine ganz geringe Rolle; den weitaus größten Raum nehmen Mitteilungen über Ärzte, Arzneiwesen, naturwissenschaftliche Gesellschaften und dergleichen ein. Eher spricht er gelegentlich einmal über den Nationalcharakter. Dabei liebt er das Mittel des Kontrastes anzuwenden, er erhebt England auf Kosten Frankreichs und zwar so pointiert, daß man fast annehmen könnte, daß er ex post urteile. Indes hat er doch auch gute Gründe für seine Meinung, denn wenn er von sich sagt, daß er „auf seinen Reisen stets von den Armenanstalten jedes Landes auf die Menschlichkeit und Güte des Charakters der Nation geschlossen habe" (S. 23), so ist das immerhin ein origineller Maßstab und trotz seiner Einseitigkeit eine Bereicherung des Gesamturteils. Natürlich häuft er im vorliegenden Fall alles Lob auf England, allen Tadel auf Frankreich; und wohl mit Recht von seinem Standpunkt aus, denn man wird ihm glauben müssen, daß der Schmutz in den französischen Kranken- und Irrenhäusern und in den Gefängnissen ganz ekelerregend gewesen ist — gerade im Gegensatz zu den englischen. Dieselbe Beobachtung macht er auch im gewöhnlichen Leben; auch der vornehme Franzose ist nur äußerlich reinlich, der Engländer ist es tatsächlich. Schon seine Kleidung ist sauber und praktisch, ohne Flitter; die Damen tragen keine Schminke usw. und daraus schließt er eben den Nationalcharakter: den flatterhaften und leichtfertigen der Franzosen, den gediegenen und ordnungsliebenden der Engländer. So hat eigentlich schon Schaeffer die Kultur eines Landes nach dem Verbrauch an Seife beurteilt.

Seine übrigen Urteile sind wenig originell und wiederholen nur schon oft Gesagtes. Er kennt Wendeborn und Archenholz und möchte zwischen beiden die Mitte halten; Ehrlichkeit, Höflichkeit, Freimut und Patriotismus lobt auch er. Wie mancher

andere, hat auch er Vorurteile revidieren müssen, z. B. daß der Engländer keineswegs mürrisch und kalt sei, wie man ihn im Auslande beurteile, sondern lustig, vergnügungsfreudig und zuvorkommend. Ja, seiner Physiognomie, seinem Körperbau und seinen Sitten nach findet Schaeffer manche Ähnlichkeit mit seinen engeren Landsleuten, den Bayern — womit er den Engländern gewiß ein Kompliment machen will. Das Verhältnis der Stände untereinander findet auch er geradezu ideal: „man wird nicht nach Ahnen oder Guineen, sondern nach Verdiensten und innerem Werth geschätzt" (S. 223). Vielleicht war auch das mit ein Grund für seinen merkwürdigen Vergleich, daß er ein gewisses gutmütiges Gewährenlassen, das man ja auch heute noch den Bayern nicht mit Unrecht nachsagt, in England besonders ausgeprägt fand. Von einer kritiklosen Bewunderung Englands ist Schaeffer indes weit entfernt. Er hat einen ausgeprägten Nationalstolz und bedauert, daß die Deutschen das Fremde so sehr nachäffen. Das Gefängniswesen in Deutschland hält er für weit besser, als das in England. Ebenso steht ihm die medizinische Wissenschaft durchaus auf der Höhe der englischen, und er erklärt es für einen Unfug, daß man so viele englische Bücher übersetze, wo man bessere deutsche habe. Gewiß ist sein nationales Selbstbewußtsein höchst erfreulich, aber er kommt doch aus seiner fachwissenschaftlichen Einseitigkeit nicht heraus. Als Arzt genügt es ihm, daß die Deutschen gründlich, bieder und vor allem sauber sind, und somit die Franzosen weit übertreffen, die Engländer doch erreichen. Politische Aspirationen hat er gar nicht; er war zwar im Parlament und hat dem Prozeß gegen Warren Hastings beigewohnt, aber außer einigen Reminiszenzen an die Antike weiß er hierüber nichts zu berichten. Bezeichnend für seinen politischen Standpunkt ist seine Vorrede, wo er meint, daß die Deutschen nie fürchten müßten, solche Revolutionen zu erleben, wie die Franzosen, weil in Deutschland nie so absolut regiert werde, weil „in den meisten teutschen Provinzen Landstände existierten, die die Gerechtsame des Volkes handhabten und die Macht hätten, dem Regenten und seinen übertriebenen Forderungen Schranken zu setzen." Da er Deutschland also politisch im wesentlichen für saturiert hält, hat

er trotz seiner Bewunderung für England keinen Grund, auch die englische Verfassung für nachahmenswert zu halten.

Noch weit weniger politisches Verständnis als der Arzt Schaeffer hat der sonst unbekannte hannoversche Hauptmann F. W. von Hassel[1], der kurze Zeit Erzieher eines englischen Prinzen war. Ihm fehlt der politische Nerv ganz und gar. Er schildert zwar gelegentlich die Äußerlichkeiten des politischen Lebens, eine Parlamentssitzung oder eine Wahl, urteilt wohl auch einmal, daß man „das Volk mit dem Phantom der Freiheit blende" (S. 80), aber seine innere Stellungnahme zu all diesen Dingen ist doch ausgesprochen philiströs. Man höre sein Urteil über „die beste Constitution"; sie hat „das Schicksal aller menschlichen Produkte; sie hat Lücken, sie altert und bedarf großer Verbesserungen. Aber sie droht bei weitem noch keinen Einsturz. Vielmehr ist sie noch immer ein ehrwürdiges Gebäude, das viele Gemächlichkeiten hat, und in dem man seine wenigen Erdentage ganz ruhig und glücklich verleben kann" (S. 81). Ähnlich indifferent ist seine Meinung über die auswärtige Politik und den Nationalcharakter der Engländer; auch über das Leben in England findet man kaum eine originelle Äußerung, noch weniger über wissenschaftliche oder künstlerische Gegenstände. Seine unbedeutenden Erlebnisse werden in breiter Ausführlichkeit und in schlechtem Stil geschildert; es waren eben Privatbriefe, die v. Hassel wohl deshalb als Buch herausgab, weil Reiseberichte über England noch immer gerne gelesen und gekauft wurden. Irgend eine Bedeutung für die Allgemeinheit haben sie auch zur Zeit ihres Erscheinens nicht gehabt. Das hat auch der Verfasser empfunden, als er in der Vorrede erklärte, daß er sie dem Druck übergebe, „als ein Andenken für meine Freunde, und dann auch zur Nachricht für meine Kinder, denen es vielleicht nicht gleichgültig seyn wird, einmal zu wissen, was ihrem Vater hie und da aufstieß, und wie er über verschiedene Gegenstände in der Welt dachte."

---

[1] Briefe aus E. von F. W. von Hassel. Hannover 1792. Über H. vgl. Meusel, Das gelehrte Teutschland. Lemgo 1805.

Die Briefe, die eine gewisse Esther Bernard[1] während ihres Aufenthaltes in England und Portugal schrieb, enthalten hauptsächlich Stimmungsbilder und lebensphilosophische Betrachtungen. Schilderungen über den englischen Nationalcharakter findet man selten, Bemerkungen über politische oder soziale Gegenstände fast gar nie.

Fast dasselbe gilt von der Reisebeschreibung Horstigs[2]. Unter den langweiligen Reiseschilderungen und den pathetisch-sentimentalen Stimmungsbildern über Natur und Kunst findet sich nur einmal eine Stelle, die unser Interesse erregt: „In England werden überhaupt alle gemeinnützigen Anstalten, deren Beförderung an andern Orten ein öffentlich besoldetes Personal erfordert, durch Privatbeyträge vermittelt und unterhalten" (S. 184). Es gefällt ihm, daß die Regierung sich um so viele Dinge wie Armenanstalten, Feueranstalten, Beleuchtung usw. nicht zu kümmern braucht, und daß trotzdem Ruhe und Ordnung herrscht. So hat er in dieser gelegentlichen Bemerkung schon erkannt, was ja erst Vincke durch die systematische Darstellung in seiner allgemeinen Bedeutung für das englische Staatsleben gewürdigt hat.

Eine Reisebeschreibung als erzieherisches Lehrbuch lieferte der bekannte Bearbeiter des Robinson und Lehrer am Philanthropium in Dessau, Joachim Heinrich Campe[3]. Es entsprach den pädagogischen Theorien Campes und seines Kreises, die realen Fächer möglichst zu pflegen und vor allem anschaulich darzustellen. Dem diente eine ganze Sammlung von Reisebeschreibungen, die für gebildete Jünglinge von 14—15 Jahren

[1] Briefe während meines Aufenthaltes in England und Portugal an einen Freund von E. Bernard geb. Gad. Über die Autorin vgl. Meusel. Das gelehrte Teutschland. Lemgo 1805.

[2] Reise nach Frankreich, England und Holland zu Anfang des Jahres 1803 gemacht und beschrieben von C. G. Horstig. Berlin 1806. Vgl. ebenfalls Meusel.

[3] Reise durch England und Frankreich an einen jungen Freund in Deutschland von J. H. Campe. 3 Bände. Braunschweig 1803/04. Über Campe vgl. J. H. Campe, ein Lebensbild von Dr. J. Leyser. Braunschweig 1877.

bestimmt waren, und „dem Unterricht in Geographie als Begleiter" dienen sollten. Campe war sich wohl bewußt, daß aus einer Sammlung solcher Hilfsbücher zur Geographie und Geschichte gerade England und Frankreich als besonders bemerkenswerte und wichtige Gegenstände hervorragten, als den beiden größten Bühnen der Welt, wohin in unsern Tagen aller Augen gerichtet sind" (1. IV.). Trotzdem kann man nicht sagen, daß Campe sein Werk besonders als politisches oder historisches Lehrbuch gedacht hätte; das eigentlich Geographische und Naturwissenschaftliche, die Schilderung des täglichen Lebens und der technischen Fortschritte nehmen bei weitem den größten Raum ein. Alles, persönliche Erlebnisse und sachliche Darstellung sind, wie es dem Zweck des Buches entsprach, reichlich mit lehrhaften und moralischen Abhandlungen durchsetzt, ohne daß übrigens der Autor jemals langweilig würde.

In der Beurteilung des englischen Nationalcharakters unterscheidet sich Campe nur wenig von den gemäßigten Anglomanen vor und nach der Revolution. Interessant ist nur bei ihm, daß er Klima, Geschichte und Erziehung für die Ursachen der Verschiedenheit der Nationalcharaktere erklärt (S. 145 und 164) und zwar so entschieden und eindeutig, daß man sich wundern muß, eine solche historische Auffassung bei einem ausgesprochenen Aufklärer anzutreffen. Bei den Engländern lobt er die Ordnung, „Nettigkeit" und Sauberkeit und empfiehlt sie dringend zur Nachahmung. Ihm ist der Engländer der Mann, der Prunk und Firlefanz verschmäht und der will, „daß alles, was sein ist, durch innere Güte — und Schlichtheit sich auszeichnen soll" (S. 84). Der Engländer, auch körperlich gesund und frisch, oft ein Original, ist von edlem Stolz und Vaterlandsliebe beseelt, Tugenden, die freilich auch ihre Schattenseiten haben: Dünkel über die eigene Vortrefflichkeit, hochmütige Verachtung der Fremden usw. Aber die Deutschen sollten sich hierüber nicht zu sehr lustig machen, „denn sie leiden an einem ähnlichen Sparren, obgleich von ganz entgegengesetzter Art" (S. 200), indem sie nämlich Nachäffer alles Fremden sind. Die richtige Mitte, glaubt er, halten die Franzosen ein, die weder das Fremde verlachen noch nachäffen, sondern ruhig auf ihrem Wesen beharren. Sonst aber — ob-

wohl bemüht, alle allgemeinen Urteile streng abzuwägen und sich sehr vorsichtig auszudrücken — gibt Campe unzweifelhaft bei der Vergleichung des englischen und französischen Nationalcharakters dem ersteren den Vorzug. Bei seinem Streben nach Objektivität verschweigt er zwar niemals Fehler, die er beobachtet hat, aber die Grundstimmung seiner Beurteilung zeigt doch eine Stelle recht deutlich: „Edle Britten, wie gerne verzeihe ich euch, nachdem ich diesen, euern fast beispiellosen Eifer zur Verminderung des Elends eurer Brüder kennen gelernt habe, euern vielleicht oft zu übermäßigen Volksstolz. — Selbst die unmäßige Geldgier vergebe ich euch, nachdem ich gesehen habe, welchen edlen Gebrauch ihr, zum Teil wenigstens, von den erworbenen Schätzen zu machen sucht. Ich habe eure starken Seiten kennen gelernt, was kümmern mich die schwachen!" (II S. 60.)

Über Handel und Verkehr, über Kriegs- und Handelsschiffahrt, ja sogar über das Bank- und Finanzwesen gibt Campe, wie die andern Reiseschriftsteller auch, seinen jugendlichern Lesern ausführlichen Bericht; vielleicht hat er in diesen Partien doch an gereiftere Leser gedacht, als es Jünglinge von 14—15 Jahren gewöhnlich sind. Allerdings bemüht er sich, diese Gegenstände recht allgemeinverständlich darzustellen. Besonders lehrreich ist seine Schilderung der sozialen Not, die infolge der Maschinen in einigen Gegenden entstanden ist. Ob Campe auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet selbst tiefere Kenntnisse besaß, ist nicht erkenntlich; man möchte es nach der Art, wie er einmal Adam Smithsche Gedanken vorträgt, fast bezweifeln.

Auch seine politischen Ansichten sind nicht originell; er wiederholt nur schon oft Gesagtes: daß die Engländer verdienen, „freye Leute zu sein, weil sie gelernt haben, das Gesetz zu ehren, ohne durch Flintenkolben und Flintenspieße dazu gezwungen zu werden!" (II S. 74.) Seine Schilderung des englischen Parlaments (oder vielmehr „Volksrathes", wie er als unbedingter Sprachreiniger sagt) treffen nur Äußerlichkeiten; über die Verfassung will er absichtlich nichts berichten, da er nicht weiß, wie er es anfangen sollte, etwas darüber zu sagen, was nicht geradezu für nachgesprochen oder nachgeschrieben erklärt werden müßte. Statt dessen verweist er auf Wendeborn, bei dem man alles

Wissenswerte mit deutscher Gründlichkeit und Vollständigkeit dargestellt finden könne. Obwohl Campe also eine Schilderung der Verfassungszustände unterließ, hielt er doch mit seinem Urteil darüber nicht zurück. Trotz aller Bestechungen des Volkes und der Abgeordneten und trotz aller „Durchlöcherung" im letzten Jahrzehnt hält er sie noch für die „weiseste und beste, welche Europa bisher gesehen hat." Gegenüber Wendeborns Ansichten zur Zeit der französischen Revolution klingt also Campes Urteil noch viel optimistischer, was nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehnts auch wohl zu begreifen ist. Damals hatte auch Campe die französische Revolution mit schwärmerischem Enthusiasmus begrüßt; aber die Unbeständigkeit aller politischen Formen in Frankreich hatten ihn eines andern belehrt. Das Ansehen und die Hochachtung der englischen Verfassung bei den Deutschen stieg eben wieder in dem Maße, als in Frankreich der Militärdespotismus erstarkte und gar Deutschland selbst bedrohte. Campe, der nicht oft genug die Not Deutschlands beklagen kann, geht aber nicht so weit, gegen die Franzosen ungerecht zu werden; für ihre nationale Energie hat er volle Anerkennung, ihre innere und äußere Politik billigt er natürlich nicht; er hütet sich auch, über ihre Verfassungszustände etwas zu sagen: es könnte bis zu seiner Rückkehr bereits veraltet sein. So ließ Campe eben oft den Kontrast für sich allein sprechen und sprach sein Urteil nicht aus; aber jedermann konnte es ohne Mühe zwischen den Zeilen lesen. Daß die englischen Verfassungszustände irgendwie einmal für Deutschland vorbildlich sein könnten, daran hat er nie gedacht, zumal er, stolz auf sein Deutschtum, stets vor Nachäfferei des Fremden warnte. Aber trotzdem hat er Sympathie für den Nationalcharakter der Engländer, vor allem für ihren gemessenen Freiheitssinn, wohl in die Herzen aller seiner jungen Leser gepflanzt.

C. Einzelbemerkungen und politische Aufsätze.

Zu den Bekämpfern der Revolution mußte selbstverständlich auch ein Mann gehören, dessen freisinnig-konservative Anschauung, dessen Liebe zu England wir schon kennen gelernt haben

und der ja auch mit Burke noch immer befreundet war: Brandes. Uns kann es hier natürlich nicht darauf ankommen, den Gedankengang und die Bedeutung seiner Schriften gegen die Revolution zu schildern[1]. Nur soweit in ihnen auf England Bezug genommen wird, soweit englische Verhältnisse als Muster aufgestellt werden, sollen sie besprochen werden. In den „Betrachtungen über die französische Revolution" wird getadelt, daß viele Deputierte sich an die cahiers gebunden glaubten, daß sie nicht bedachten, daß es wie in England nur unverbindliche Wünsche sind; es wird getadelt, daß man viel zu abstrakt über die Stellung der Armee gesprochen habe; die englischen Verhältnisse werden dagegen angeführt, Burke wird zitiert; Brandes bedauert, daß man in Frankreich zu viel auf Rousseau und Voltaire gehört hat und „daß Montesquieus Ansehen mit dem Ansehen der englischen Verfassung gefallen sei" (S. 55). Er warnt, daß man in Deutschland desgleichen tue und meint: „Wir, die wir auf seinen Schultern stehen und jetzt manches anders und richtiger sehen müssen, als er (!), sollten nie vergessen, was wir dem großen Manne schuldig sind" (S. 54).

Französische Schriften gegen das englische Verfassungssystem werden kritisiert. Es wird verteidigt, daß das Parlament in schwebende Verhandlungen mit andern Mächten keinen Einblick erhält. Die Tatsache, daß in Frankreich die Minister nicht Sitz und Stimme in der Nationalversammlung haben dürfen, erklärt Brandes aus der Furcht, dem Minister einen ähnlichen Einfluß zu verschaffen, wie er ihn in England besitzt, und er billigt das englische System, das zwar oft Bestechung ermögliche, aber keineswegs immer; denn die Stimmung des Volkes mache sich nach einiger Zeit doch immer wieder geltend. Eine gedeihliche Führung der Geschäfte sei aber ohne enge Beziehung der Minister zum Parlament nicht möglich. Dringend notwendig wäre für Frankreich ein Oberhaus gewesen, für die Ordnung im Parla-

[1] Politische Betrachtungen über die französische Revolution. Jena 1790. Über einige bisherige Folgen der französischen Revolution in Rücksicht auf Deutschland; Hannover 1792. Im übrigen wird auf das Buch von Frieda Braune über Edmund Burke in Deutschland (Heidelberg 1917) verwiesen.

ment wäre „das Modell der besten Einrichtung längst in England vorhanden gewesen" (S. 117). Leider hat man es nicht benützt. Nie würde man sich im englischen Parlament von der Galerie beherrschen lassen. In Frankreich hat man alle Autorität untergraben, und vergeblich hofft man vom Patriotismus dieselbe Leistung für die Sicherheit des Staates. In England aber wirkt dafür der Patriotismus „in Verbindung mit der alten Religion, der alten Verfassung, den alten Sitten" (S. 146). Zum Schluß verteidigt Brandes noch einmal seine Neigung zur englischen Verfassung: Er ist noch immer der Ansicht, daß diese „größtenteils zufällig und durch die Bedürfnisse des Augenblicks entstandene Konstitution für ein großes europäisches Reich ungleich besser ist, als was bisher kurzsichtige menschliche Weisheit systematisch aufführte" (S. 152). Als Burke seine "Reflexions on the French Revolution" veröffentlicht hatte, war Brandes einer der ersten in Deutschland, der sie anzeigte. (Göttinger Gelehrte Anzeigen 1791, S. 1897ff.) Er gibt ihren Ideengang wieder, erläutert einzelne Punkte und nimmt vor allem den Autor in Schutz gegen den Vorwurf, er habe seine Ansichten gewechselt. Schon vor 1789 habe Burke aus seiner Abneigung gegen metaphysische Systeme als Grundlage für Staatsverfassungen kein Hehl gemacht, schon damals habe er gezeigt, daß die Menschen nicht nur nach „abgezogenen Verstandesbegriffen" handeln, sondern daß auch Leidenschaften, Neigungen und Autoritäten sie in ihrem Handeln bestimmen.

In seinem zweiten Buche über die Folgen der Revolution in Deutschland ist diese Gegenüberstellung der englischen und französischen Verfassung natürlich weniger am Platze. Immerhin finden sich auch hier einige Hinweise[1], z. B. daß die Deutschen weniger Frankreich bewundern sollten, wo man für alles

[1] Merkwürdig ist, daß Brandes (S. 57) meint, die Reisen nach der Schweiz und England hätten zur Vermehrung der republikanischen Gesinnung in Deutschland beigetragen. Vielleicht hat in einigen Köpfen eine Vermischung zwischen „englischer Freiheit" und dem „Naturleben der Schweizer Hirtenvölker", von dem Brandes spricht, stattgefunden. Unter den eigentlichen Anglomanen lernten wir kaum einen Republikaner kennen!

ein Gesetz mache, als England, wo man nach Tradition und Weisheit urteile. Überall sehen wir ihn bestrebt, die Deutschen von ihrer „Gallomanie" zu heilen, das Unmögliche und Unsinnige in vielen Bestrebungen der Revolution nachzuweisen und demgegenüber England als Muster eines weise regierten und verwalteten Staates aufzustellen.

Über die Studienreise, die Barthold Georg Niebuhr vom Juni 1798 bis zum Herbst 1799 unternahm, sind wir nach der persönlichen Seite hin ausgezeichnet unterrichtet durch die Briefe, die er in dieser Zeit an seine Braut schrieb[1]. Leider aber sind die Briefe an seine Eltern, die viele Nachrichten über seine Studien, über seine Auffassung des Volkscharakters und der Verfassung enthalten haben sollen, verbrannt, und da er seine Braut mit diesen Dingen nicht langweilen wollte, haben wir für das uns Interessierende nur dürftige Nachrichten.

Nach Abschluß seiner Studien in der Handelsakademie von Büsch und an der Universität Kiel unternahm er diese Reise auf Wunsch seines Vaters, der sich außer den speziellen Studienzwecken davon auch noch eine Festigung seines Charakters, das Ablegen seiner unpraktischen Schwärmerei und eine größere Selbständigkeit versprach, als sie der junge, überaus gelehrte Niebuhr bis dahin an den Tag gelegt hatte. Daß gerade England das Ziel seiner Reise wurde, hatte mehrere Gründe. Einmal fühlten sowohl Vater als Sohn, die sich auch in ihrer Gegnerschaft gegen Frankreich und die Revolution einig waren, eine nicht geringe Vorliebe für die englische Nation. Dann konnten ihm auch die persönlichen Beziehungen, die sein Vater, ein berühmter Orientreisender, in England hatte, von großem Vorteil sein.

Einige Monate hielt er sich in London auf, über ein Jahr in Edinburgh, wo er besonders Naturwissenschaften studierte.

[1] Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr. Hamburg 1838. Deren Unzuverlässigkeit hat zwar Eugen Rosenstock soeben dargetan (Hist. Zeitschrift 110, S. 566ff.), aber es ist nicht anzunehmen, daß die Herausgeberin auch für diese frühe Zeit wesentliche Änderungen oder Dämpfungen angebracht hat, denn persönliche Rücksichten waren hier kaum zu nehmen.

In einem Studienplan, der in den Lebensnachrichten mitgeteilt ist, findet sich an erster Stelle: „Durch Lesen und Erkundigung werde ich streben, einen genaueren Begriff von der Verfassung zu erlangen“[1]; das war es also doch, was ihn besonders anzog, und es entspricht das auch dem regen Interesse, das er schon früher an politischen Problemen genommen hat. Daneben hat er den Grund zu der „verblüffenden Kenntnis der englischen Volkswirtschaft“[2] wohl auch während dieser Reise gelegt. Im übrigen ist es infolge des erwähnten Mangels unserer Quelle unmöglich, den Gang seiner Studien genauer zu verfolgen. Über den Volkscharakter findet man in den Briefen an seine Braut gelegentliche Äußerungen, denen man entnehmen kann, daß er die Selbständigkeit, die Energie und die Zuverlässigkeit der Engländer wohltuend empfand, daß ihn aber auch ein Mangel an Innigkeit, eine ausgesprochene Einseitigkeit und der Eigensinn abstießen[3]. Indessen haben die sympathischen Eindrücke weitaus überwogen; von allen Nationen hat er unter den Engländern am meisten Freunde gefunden, und er selbst hat oft dankbar anerkannt, wieviel ihn England gelehrt habe. Die Einflüsse dieser Reise auf seine praktisch-staatsmännische Tätigkeit sind nur im allgemeinen abzuschätzen. Er hat darüber geäußert, daß sein dortiger Aufenthalt ihn zu einem tüchtigeren Geschäftsmann gebildet, als er früher sich dazu die Fähigkeit zugetraut habe, „daß es für ihn eine Schule praktischer Bildung, genauerer Beobachtung und eines mehr gegenwärtigen Interesses am bürgerlichen und täglichen Leben gewesen sey“[4]. Auch sein wissenschaftliches Hauptwerk, seine „Römische Geschichte“ ist von den Erfahrungen seiner englischen Reise wohltätig befruchtet worden. Die staatliche Gesinnung von der das ganze Werk getragen ist, hat er sich besonders in England im Anblick großer politischer Verhältnisse und im klassischen Lande des Gemeinsinns und der staatlichen

---

[1] S. 166.

[2] So in der A. D. B.

[3] Franz Eyßenhard scheint in seiner Biographie: B. G. Niebuhr. Gotha 1886, nur diese letztere Seite gesehen zu haben.

[4] A. a. O. S. 166.

Gesinnung durch eigene Anschauung erworben[1]. Schließlich ist es auch Niebuhr, dem wir die Herausgabe von Vinckes Darstellung der brittischen Staatsverwaltung verdanken. In dem Vorwort[2], mit dem er das Werk begleitet, zeigt er seine intime Vertrautheit mit dem englischen Staatsleben, und die Erkenntnis, daß die englische Freiheit mehr in der Verwaltung als in der Verfassung liege, war auch ihm nicht fremd, sei es nun, daß er erst durch Vincke oder schon durch seine eigene Studienreise dazu gekommen war.

Die Nachrichten, die Heinrich Theodor von Schön über seine englische Studienreise gibt[3], unterliegen wohl nicht den Anfechtungen, die die späteren Teile seiner Erinnerungen erfahren haben. Denn es handelt sich hier ja nicht um Urteile über Zeitgenossen und Rivalen oder um seine Teilnahme an den Reformgesetzen, sondern um rein persönliche Eindrücke seiner Jugendzeit. Als begeisterter Schüler von Kraus in Königsberg hatte er schon frühe Adam Smith in sich aufgenommen und Sympathie für England gewonnen. Nichts war ihm erwünschter, als daß ihm 1797 ein Freund schrieb, er wolle nach England reisen und, da er des Reisens unkundig sei, bitte er ihn mitzugehen. Vorher gingen sie einige Zeit nach Göttingen, um sich auf die Reise vorzubereiten. Sie lernten Englisch und „lasen alles, was auf die Eigentümlichkeit Englands vor andern Ländern Bezug hatte" (S. 25).

Über die Reise selbst teilt Schön nichts mit, nur über die Eindrücke, die er empfand. Begeistert spricht er von der Teilnahme des Volkes am Staate; in England ist im vollkommensten Sinne des Worts „öffentliches Leben" (S. 27). In keinem Lande von Europa, meint er, sei die Achtung gegen den Menschen und dessen Rechte so groß als in England. Justiz- und Finanzwesen scheinen ihm aufs beste geordnet zu sein. In arger Verkennung der realen Verhältnisse erklärt er sogar als Folge der sozialen Steuern, daß nirgends der gemeine Mann sich so wohl befinde,

[1] Vgl. hierzu auch Franz Lieber: Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit B. G. Niebuhr, aus dem Engl. übersetzt von Dr. K. Thibaut. Heidelberg 1837.

[2] Auch in den nachgelassenen Schriften nichtphilologischen Inhalts 1841.

[3] Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienberg, Theodor von Schön. Berlin 1876.

daß die größte Masse des Volkes keine Veranlassung zur Unzufriedenheit habe. Der „Adel hat seine Basis im öffentlichen Leben" (S. 28) und, daß er nicht eigentlich im Gegensatz zum Volke steht, sondern durch die jüngeren Söhne in fortdauernder Verbindung mit ihnen bleibt, macht, daß er „kein Gegenstand des Neides, sondern hoher Achtung" ist. Schließlich betont Schön auch noch die aufrichtig royalistische Gesinnung des ganzen Volkes, und er endet seine Erinnerungen über England mit der Aufforderung, „daß jeder Fürst und jeder, der darauf Ansprüche macht, ein Staatsmann zu werden oder zu sein" (S. 30), mindestens ein Jahr in England gelebt und studiert haben müßte — er selbst ist gerade ebenso lange dort gewesen. Schön ist bei seinen Reformgesetzen, besonders bei der Bauernbefreiung, ja sehr stark von Smithschen Gedanken geleitet worden und wenn er sie auch schon in seinen Studienjahren, vor seiner Reise, kennen gelernt hatte, er selbst schätzte doch den Wert dieser Reise so hoch ein, daß er sagte: „Durch England wurde ich erst ein Staatsmann" (S. 25).

Eine so hohe Bedeutung kommt der englischen Reise des wandlungsreichen Friedrich von Gentz keineswegs zu. Er hatte sich, erst Anhänger der französischen Revolution, durch Burkes "Reflexions on the French Revolution" bekehren lassen, hatte das Buch übersetzt, ward zum beredten Apostel seines Meisters und hatte sogar — ganz unhistorisch — den englischen Konstitutionalismus für Preußen als wünschenswert empfohlen. Er hatte das englische Finanzwesen so gut wie das französische studiert, hatte schon einen "Essai sur l'état des finances en Angleterre" geschrieben, hatte in seiner Publizistik, besonders im „Historischen Journal" 1799—1800 die englische Politik energisch vertreten und zur Bekämpfung Frankreichs aufgerufen[1]. Er hatte sich schon von dem friedensseligen Preußen

[1] Die gründlichen Darstellungen, die Gentz der innern Politik Englands widmet, sind alle von der äußeren Politik her orientiert: Die Finanzlage wird erörtert, die Meinung, daß England vor dem Staatsbankerott steht — daß es somit seinen Subsidienverpflichtungen nicht mehr nachkommen kann —, wird widerlegt, der Etat wird mitgeteilt, eine Rede Pitts über die Subsidien wird übersetzt; von der beabsichtigten Vereinigung mit Irland wird eine Konsolidierung Großbritanniens erwartet usw.

nach dem energischeren Österreich gewandt, als er noch, bevor er seine Stelle antrat, im Jahre 1802, nach England reiste, um die Männer, deren Politik er auf dem Kontinent vertrat, auch persönlich kennen zu lernen[1]. Er verkehrte mit Pitt, Granville und vielen andern politischen Größen, die alle sein Talent und seine Kenntnisse bewunderten und ihn auch weiterhin gegen einen großen Jahresgehalt für sich verpflichteten. Aus den Briefen, die er während seines Aufenthaltes an Adam Müller schrieb[2], spricht ein Enthusiasmus, wie er bei keinem Anglomanen vor der Revolution zu finden ist. England ist ihm „ein mit nichts zu vergleichendes Land, die letzte Freistätte wahrer bürgerlicher Freiheit — das politische Leben ist von stiller anspruchsloser Größe — in England ist nichts Isoliertes, alles hängt aneinander, greift ineinander, verbindet sich, vermählt sich, verschmilzt sich, ich habe keine adäquate Worte, um ihnen diese Ganzheit, dieses bewundernswürdige Ensemble auszudrücken"[3]. So sehr diese Worte auch das innerpolitische Leben Englands im Auge haben — dies lag ihm ja während des Aufenthalts im Lande selbst sehr nahe — seine ganze frühere und jetzige Politik bezog sich doch nur auf das Verhältnis der Mächte untereinander. Wie und mit welchem Erfolg er seine englische Politik betrieb, das hat Paul Wittichen eingehend dargelegt[4]. Indes, da sie gar nicht beabsichtigte, Stimmung für englische Verfassungseinrichtungen zu machen, oder zu politischem Denken zu erziehen, sondern da sie den Anschluß an England, den Kampf gegen Frankreich predigte, kann sie für unsere Darstellung nicht in Betracht kommen; man kann nicht sagen, daß durch seine Reise sein politisches Denken oder das seiner Zeit wesentlich gefördert worden wäre.

[1] Anders bewertet den Einfluß dieser Reise Dr. Frieda Braune in dem erwähnten Buche.

[2] Seinen Tagebüchern ist nichts zu entnehmen.

[3] Briefe von und an Fr. v. Gentz. München 1910, 2. Band, S. 392.

[4] Paul Wittichen: Fr. v. Gentz und die englische Politik 1800—1814. Preußische Jahrbücher 110, S. 463ff.

Schlußbemerkung.

Vinckes Darstellung der innern Verwaltung Englands, das reifste Werk der Anglomanen, erschien im Jahre 1815 und bildet somit für uns, die wir die Bildungsreisen bis zum Ende der Napoleonischen Epoche führen wollen, zeitlich und sachlich einen Abschluß. Man darf aber nicht vergessen, daß Vincke dieses Werk schon 1807 verfaßt hatte, und daß von da an bis zur Zeit des Erscheinens keine namhafte politische Studie über England mehr geschrieben wurde. Denn einmal ließen die neuen weltgeschichtlichen Ereignisse, die Menschen wie Staaten durcheinander wirbelten, eine Bildungsreise nach England nicht mehr als so bedeutend erscheinen wie früher. Das Interesse war weit mehr auf die äußere Lage der Staaten als auf die innere Politik gerichtet. Wichtiger als der englische Nationalcharakter oder die Frage des englischen Wahlrechts wurden jetzt die Schlachten, die auf dem Ozean, in Ägypten oder auf dem Kontinent geschlagen wurden. Schon seit dem Ende des 18. Jahrhunderts haben daher eine Anzahl Reiseschriftsteller die innere Lage Englands in ihren Beschreibungen zugunsten der äußeren vernachlässigt. Seit außerdem der Seekrieg seine volle Ausdehnung erhalten hat, nahm selbstverständlich auch die Zahl der Studien- und Vergnügungsreisenden erheblich ab. Dafür sehen wir allerdings eine neue Gruppe von Reisenden, die der politischen Unterhändler. Neben Vincke gingen Wittgenstein und Gentz in politischen Geschäften nach England, Gneisenau war im Jahre 1809 dort, und viele andere Gegner des Napoleonismus mußten England als Asyl aufsuchen.

In den Friedenszeiten nach 1815 setzen dann auch die Studienreisen in verstärktem Maße wieder ein und bleiben das ganze Jahrhundert hindurch eine Erscheinung, die die öffentliche Meinung Deutschlands stark beeinflußte. Eine gründliche Unter-

suchung dieses Gegenstandes wäre wohl eine dankbare Aufgabe. In unserer Schlußbetrachtung kann nicht mehr als ein kurzer Ausblick versucht werden, ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit.

Manche der Gründe, die wir für eine Beeinflussung seitens Englands nachgewiesen haben, mögen sich gewandelt haben oder gänzlich verschwunden sein; andere, z. B. solche, die in den territorialen Verhältnissen wurzeln, haben von ihrer Gültigkeit nichts eingebüßt. So werden auch im 19. Jahrhundert die Hannoveraner oder Hamburger engere Beziehungen zu England gehabt haben, während andererseits der südwestdeutsche Liberalismus aus geographischen und historischen Gründen sich stets mehr zu Frankreich hingezogen fühlte.

Ein namhafter Historiker, E. v. Meier, bestreitet zwar allen und jeden politischen Einfluß Englands auf die innere deutsche Geschichte[1]. Aber es ist trotzdem nicht zu leugnen, daß auch im 19. Jahrhundert das politische Denken von England Anregungen empfangen hat, die sich, in bestimmte Willensrichtungen umgesetzt, mittelbar bemerkbar gemacht haben. Dahlmann ist hierfür ein Beispiel; ein anderes der Prinz Wilhelm von Preußen, der sich gerade während seines Aufenthaltes in England im Jahre 1848 von der Berechtigung der liberalen Ideen und von ihrer Bedeutung für einen Nationalstaat überzeugen ließ[2]. Ob Gneist das englische Verfassungs- und Verwaltungssystem mißverstanden hat oder nicht, ist unwichtig gegenüber der Tatsache, daß ein Teil der Liberalen den englischen Parlamentarismus für eine Einrichtung hielten, die verdiene, in Deutschland nachgeahmt zu werden, und daß sie für diese Überzeugung in langen politischen Kämpfen tätig waren. Trotz allem entbehrt jenes ablehnende Urteil v. Meiers nicht aller Berechtigung. Denn wenn man von der Einrichtung der Schwurgerichte im Jahre 1848, wobei das französische Vorbild mindestens gleich stark mitwirkte, absieht, muß man zugeben, daß es niemals gelungen ist, die englischen Anregungen so weit in die

[1] E. v. Meier, Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im 19. Jahrhundert. Leipzig 1907. I. S. 3ff.

[2] Vgl. M. Lenz: Kleine historische Schriften. 1910. 1848.

Tat umzusetzen, daß sie etwa noch aus den Verfassungsparagraphen erkenntlich wären. Und es erscheint uns dies heute auch als ganz selbstverständlich, wenn man bedenkt, in wie doktrinärer Weise man sich vielfach die Übertragung dachte. Die Erkenntnis Vinckes, daß die englische Verfassung so sehr an den Boden gewachsen, auf der Insel und an den Menschen hafte, daß sie nur schwerlich übertragen werden kann[1], blieb vielen liberalen Politikern immer fremd. Und wenn Vincke dagegen meint, daß sich von der „staatspolizeylichen Verwaltung" und den freiwilligen Vereinigungen manches auch für andere Länder eignen dürfte, so hat ihm der Verlauf des 19. Jahrhunderts auch hierin Recht gegeben. Denn auf dem Gebiet der wirtschaftlichen und sozialen Organisation haben Einwirkungen stattgefunden, die weit bedeutsamer sind als die politischen, wenn sie auch mehr im stillen verliefen.

Hier waren ja auch die Verhältnisse viel gleichartiger. Alle Industrieländer waren vor die selben sozialen Probleme gestellt, und der Unterschied bestand teilweise nur darin, daß man hier ein paar Jahre oder Jahrzehnte weiter war als dort und somit alle Nöte früher empfand und früher auf Abhilfe sinnen mußte. Die Bedeutung Englands für die soziale Entwicklung Deutschlands erhellt aus wenigen Daten: Friedrich Engels hat mit seinem Werke über die arbeitenden Klassen in England einen Markstein in der Geschichte sozialistischen Denkens geschaffen, und er hat auch vermöge seiner Kenntnis des englischen Wirtschaftslebens wesentliche Beiträge zu Karl Marxens Lebensarbeit, zum „Kapitel", liefern können[2]. Die bürgerlichen Sozialpolitiker haben unendlich viel von England gelernt, und zwar oft weniger aus Büchern und Zeitungen als durch den Aufenthalt im Lande. Die Nachwirkungen der englischen Freihändler der Manchesterschule sind auch im deutschen politischen und wirtschaftlichen Leben lange Zeit sehr tiefgreifend gewesen. Ferner ging der erste Anstoß zur Gründung von Gewerkvereinen von M. Hirsch aus, der 1868 eine soziale Studien-

[1] S. o. S. 32.

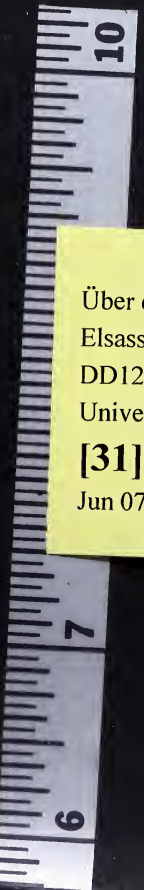
[2] Vgl. H. Oncken: Marx und Engels. Preuß. Jahrbücher. Bd. 155. 1914.

reise nach England unternahm. Er selbst berichtet, vorher von den trade-unions nichts gewußt zu haben[1]. Auch die Gartenstadtbewegung ging von England aus, und statt vieler anderer Beispiele sei nur noch eines erwähnt: Die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft, die für das deutsche Wirtschaftsleben schon eine segensreiche Tätigkeit entfaltet hat, wurde von Max Eyth nach dem Vorbild, das er in England gesehen hatte, gegründet[2]. Überhaupt war ja England nicht nur in der sozialen Bewegung ein Muster oder Vorbild, je nachdem auch ein warnendes Beispiel, sondern es ging auch in der gesellschaftlichen Organisation des Kapitals — die Überlegenheit in der Technik war hierzu die erste Bedingung — voran, und wieviel wir hierin von den Engländern gelernt haben, ist nur im allgemeinen abzuschätzen. Auch das englische Erziehungswesen haben viele Pädagogen und noch mehr Laien uns als Muster hingestellt, und man hat sogar versucht, Einzelheiten des englischen Schulbetriebs nachzuahmen. Indes scheinen hier, ähnlich wie auf dem politischen Gebiet, die Verschiedenheiten zu groß zu sein, als daß Nachahmung Erfolg verspräche.

Seit Deutschland wirtschaftlich und technisch den Vorsprung Englands fast eingeholt, teilweise sogar überholt hat, hat sich natürlich viel geändert. Oft gelten deutsche Einrichtungen — man denke nur an das Versicherungswesen — als Muster, die man drüben nachahmt. So kann man in der Gegenwart mit Fug nur noch von Wechselwirkung sprechen.

---

[1] Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Artikel Gewerkvereine.
[2] Max Eyth: Im Strom unsrer Zeit Bd. 3. Heidelberg 1905.

DEMCO
PAMPHLET BINDER

Über die politischen Bildungsreisen der Deutschen nach England :
Elsasser, Robert, 1890-
DD120.G7 E5 1917
University of Connecticut Libraries
[31] uberdiepolitisch00elsa
Jun 07, 2013